Deutschland
ein
historisches Gemälde

von

F. C. Schlenkert.

Dritter Abschnitt.

Braunschweig
1796.

Darstellungen

aus der

Geschichte der Deutschen

seit

dem Tode Otto des Großen bis auf Rudolf von Habsburg 973 – 1293.

Einleitung.

Der Tod Otto's, des ersten römisch-deutschen Kaisers, fiel in einen der merkwürdigsten und glänzendsten Zeitpunkte der Geschichte der Deutschen. Die Grenzen des Reichs waren erweitert und gesichert, benachbarte Völker mußten die Oberherrschaft desselben anerkennen, die fürchterlichsten Feinde, Normannen und Hunnen, waren gedemüthiget, Italien war mit Deutschland vereinigt. Durch die Erlangung der Kaiserkrone erhob Otto die deutschen Könige über alle Fürsten Europa's; selbst der Papst hatte Gehorsam angelobt. Die Deutschen hatten jetzt schon verschiedene Stufen der Ausbildung erstiegen. Aus dem Stande der Rohheit waren sie durch ihre Bekanntschaft mit den Römern gerissen, das Christenthum fing an, ihre Leidenschaften zu zähmen, sie gewöhnen sich bereits an die Herrschaft der Gesetze. Der Anbau der Städte durch den König Heinrich machte sie mit dem geselligen Leben bekannter, in ihren Klöstern faßten schon einige Wissenschaften Wurzeln, und durch die Verbindung mit

Italien konnten sie die Mittel kennen lernen, welche die Ausbildung und Aufklärung des Geistes befördern. Nun also konnte die Nation mit entscheidenden Schritten ihrem wahren Glücke, welches in nichts anderm, als in der Veredlung der Menschheit, in dem Vermögen richtig zu denken und gut zu handeln besteht, wovon in allen Umständen einzig das Wohl des Staats abhängt, entgegen gehn. — Die Geschichte wird uns lehren, wie unsre Vorfahren diese Vortheile, welche sie damals in den Händen hatten, oder erlangen konnten, zur Befestigung des Wohls ihrer Nachkommen anwandten, wie ihre Regenten die Pflichten, das Volk jenem Ziele des Staats zuzuführen, erfüllten, wie die Anzahl der geistigen und sinnlichen Vollkommenheiten, welche die bürgerliche Gesellschaft ihren Gliedern gewähren kann, vermehrt, die Einsichten der Menschen in allen Volksklassen erweitert und berichtigt, ihr Geschmack veredelt, ihre Selbstständigkeit gestärkt und ihr Gefühl der Menschenwürde erhöhet wurden.

Uebersicht

der Verfassung Deutschlands in diesem Zeitraume.

Seit dem Vertrage zu Verdün war Deutschland keine Provinz der fränkischen Monarchie mehr, sondern wurde als ein unabhängiges, selbstständiges Reich betrachtet. Ludwig der Deutsche, Konrad, Heinrich I. und besonders Otto, hatten sein Ansehen sehr vermehrt, es von dem Drucke seiner mächtigen Nachbaren befreiet, die Ansprüche derselben vernichtet, den verheerenden Anfällen der Hunnen Grenzen gesetzt und überhaupt die Ehre der Nation so erhöhet, daß nicht nur die angrenzenden Fürsten, sondern auch selbst die griechisch-römischen Kaiser zu Constantinopel und die Sultane der Türken und Araber Hochachtung für dieselbe bewiesen. Bei dem Tode Otto I. hatte Deutschland zwar nicht völlig die Grenzen, welche es jetzt umgeben, aber doch fast eben die Größe. Jenseits des Rheins begrif es Lothringen und Burgund unter sich, gegen Norden und Osten erstreckte sich sein Gebiet bis an die Havel und Oder. Genau waren die Gränzen damals nicht bestimmt.

Sie hingen von dem Erfolge der Kriege ab, welche von Zeit zu Zeit gegen die Dänen, Wenden, Slaven und Ungern geführt wurden. Deutschland hätte freilich durch seine Größe und Kräfte sich heben und um sich her Eroberungen machen können, besaß aber schon damals selten Gemeingeist genug, auf einen Punkt hinzuwirken. Anstatt, daß es seine unruhigen Nachbaren sich hätte unterwerfen können, mußte es lange vieles Ungemach von denselben dulden. Machten es diese zu arg; so wurde zwar ein Kriegszug gegen sie vorgenommen, aber auch sobald, als es nur thunlich war, abgebrochen, ohne daß der Grund der Fehde völlig gehoben und die Ruhe gesichert wäre. Man begnügte sich, die nächsten Stämme des feindlichen Volks, die man gerade erreichen konnte, zu demüthigen, und man gieng gerne wieder nach Hause, wenn sie Frieden, oder wohl gar das Christenthum anzunehmen versprachen. Nur nach oft wiederholten Blutvergießen konnten die Markgrafschaften Schleswig, Brandenburg, Meissen, Lausitz, Mähren und Oesterreich zum Schutz der Grenzen befestigt und behauptet werden. Hiezu kam, daß die Deutschen nicht die Geschicklichkeit anwandten, jenen Völkern ihre Sprache, Gesetze und Sitten mitzutheilen und die Herzen der Ueberwundenen zu erobern.

Die Deutschen selbst bestanden aus verschiedenen Völkerschaften, zwischen welchen jetzt noch ein scharfgezeichneter Unter-

schied herrschte, ob sie gleich theils ächten deutschen Ursprungs, theils durch langen Aufenthalt schon einheimisch geworden waren, einerlei Sprache und Religion, ein gemeinschaftliches Oberhaupt, auch einige allgemein angenommene Geseze hatten. Die Franken, in der Mitte Deutschlands, genossen wegen ihrer ehmaligen Macht, womit sie die Monarchie gestiftet und behauptet hatten, ein vorzügliches Ansehen. Ihre Fürsten wollten immer noch eine Hauptrolle im Reiche spielen und das nächste Recht zum Throne haben. Die Lothringer wollten auch jezt gern noch unabhängig seyn und suchten bei mehrern Gelegenheiten ihr voriges Reich wieder herzustellen, wozu sie ihre Lage zwischen Frankreich und Deutschland benuzten. Auch die Baiern verfolgten dieses Ziel; mehr als einmal bestrebten sie sich, das alte baiersche Reich wieder aufzurichten. Auch die Schwaben betrachteten sich als ein Hauptvolk, indem sie Nachkömmlinge der Allemannen waren, deren Gebiet sich jenseits des Rheins und über einen Theil Helvetiens erstreckte. Die Thüringer hatten zwar schon mehr, als die Vorhergenannten, von ihrer Selbstständigkeit eingebüßt, da sie größtentheils mit ihren Besitzungen von ihren mächtigern Nachbaren, den Franken und Sachsen, verschlungen und mit denselben vermischt waren; sie verlohren dessen ungeachtet das Andenken an ihre vorige Größe noch nicht. Unter Allen ragten aber jezt die Sachsen hervor.

Diese hatten eben dem Reiche die wichtigsten Dienste geleistet. Durch sie vornehmlich waren die Hunnen, dieser allgemein schreckhafte Feind, die Normannen und Slaven, zurückgeschlagen und gedemüthigt. Keiner der übrigen Volksstämme hatte aber auch so Gelegenheit, sein Gebiet zu erweitern. Jezt, da ihre Fürsten die Königswürde mit so vielem Glücke und Nachdrucke führten, erhielten sie ein merkliches Uebergewicht in Deutschland.

Obgleich diese Völkerschaften gegen einander in verschiedenen Verhältnissen, die aus den Eigenthümlichkeiten ihrer Wohnplätze, ihrem Character, den, jeder von ihnen eigenen Sitten, Gesetzen und Absichten entsprangen, standen; so waren sie doch nun zu einer Staatsverfassung vereinigt. Diese war nicht nach einem Entwurfe des menschlichen Verstandes, sondern durch den Zufall nach und nach entstanden. Daher war sie ein Gemisch aus den römischen, gallisch-fränkischen und altgermanischen Staatseinrichtungen und Gesetzen. Ungeachtet jetzt noch die Nation bei der Gesetzgebung und bei der Wahl ihrer Fürsten gefragt wurde, so war doch hier keine Demokratie mehr, da die Entscheidung größtentheils schon die Großen an sich gezogen hatten, die eine zusammengesetzte Aristokratie bildeten. Volksregierung und Volksfreiheit, Aristokratie und Herrscherdruck waren jetzt schon in Deutschland sonderbar verflochten. Die Monarchie sollte die-

ses alles unter ihre Flügel nehmen. Ein aus so verschiedenen, sich entgegenstrebenden Theilen zusammengesetzter Staat mußte nothwendig oft mit sich im Widerspruche stehen. In der That entsprangen aus dieser Quelle unaufhörliche Bewegungen. Bald ergrif ein Großer gegen den Andern die Waffen, um ihn sich zu unterwerfen, bald verbanden sie sich wieder, um das Volk zu unterdrücken, oder ihrem gemeinschaftlichen Oberherrn einen Theil des Gehorsams zu entziehen, den sie ihm schuldig waren. Aus diesem Streben gegen einander, aus dieser Spannung, worin Volk, Fürsten und König gesetzt waren, entstand die sogenannte deutsche Freiheit. Die Nation glaubte sich frei, wenn sie um ihre Stimme gefragt wurde und sie sich vor der Unterdrückung der Grafen, Bischöfe und Herzöge schützen konnte; diese Großen verstanden darunter, wenn sie ihre Gewalt gegen Volk und König auszudehnen vermochten; der König hielt es für Freiheit des Reichs, wenn seine Befehle ohne Widerstand befolgt wurden. Bei dem Anfange dieses Zeitraums hatte jedoch die Monarchie mehr Kraft, als ihr in der Folge geblieben ist. Die Könige aus dem sächsischen Geschlechte herrschten beinahe unumschränkt. Das Glück, womit sie Kriege führten, ihre Eroberungen, die Wohlthaten, welche sie ausspendeten, die Einrichtungen, die sie zur Beruhigung, zum Wohlstande und Aufnahme der Nation veranstalteten, mach-

ten sie beliebt und gaben ihnen mehr Gewalt in die Hände, als sie nach der ursprünglichen Verfassung hätten verlangen können. Die Großen erschracken, wenn Otto I. sie zornig anblickte; sie zitterten, wenn er an seinen majestätischen Bart griff. Das königliche Ansehen entsprang theils aus dem Andenken an den glorreichen großen Karl, theils aus der Erinnerung an die ehmaligen römischen Imperatoren, August, Trajan, Justinian, deren glänzende Vorbilder noch vorschwebten und in deren Stelle die deutschen Kaiser zu treten schienen. Hierzu kam noch die Meinung, daß die Kaiser in weltlichen Dingen, wie die Päpste in den geistlichen, die Ersten seyn müßten. Die Christenheit konnte nicht getheilt werden; es war nur ein Glaube, eine Gemeinschaft der Gläubigen; der Kaiser war erster Beschützer der Kirche, also auch der vornehmste Monarch in der Christenheit. — In Deutschland war er oberster Heerführer. Niemand machte ihm diese Stelle bei einem Nationalkriege streitig. Er war oberster Richter. Nicht nur auf seinen Zügen durch das Reich hielt er, wo er hinkam, selbst Gericht, sondern er ließ auch überall in seinem Namen die Gerechtigkeit verwalten. Er war die einzige Quelle aller Ehrenstellen; er verlieh und bestätigte Freiheiten, Vorzüge und Gerechtsame. Alle Fürsten, geistlichen und weltlichen Standes, sahen ihn als ihren Oberherrn an. Besonders herrschten die Ottonen fast will-

kührlich. Sie setzten Grafen und Herzöge ein und ab, wie es ihnen gefiel; legten Festungen und Städte an, wo sie wollten; errichteten neue Grafschaften, Herzogthümer und Bisthümer und legten diesen Ländern neue Gerechtsame fast nach Gutdünken bei. Nur bei den altgermanischen Herzogswürden scheinen bisweilen von dieser Alleinherrscherei Ausnahmen gemacht zu seyn, so wie wir auch finden, daß die Könige, wenn nicht immer, doch oft bei dergleichen Unternehmungen den Rath und die Einwilligung der Großen, ja selbst die Einstimmung des Volks, suchten; so verhielt es sich auch mit der Gesetzgebung. Oft wurde der bloße Wille des Königs schon als Gesetz angenommen; ein andres Mal mußten seine Verordnungen vorher in den Volksversammlungen geprüft und gebilligt werden, ehe sie Kraft erhielten. — Die Einkünfte der Krone waren beim Anfange dieses Zeitraums groß genug, ihr Glanz zu geben. Da es noch nicht Sitte war, stehende Kriegsvölker und einen glänzenden Hof zu unterhalten, da die Bedienungen nicht für Geld verwaltet wurden, die Großen noch einfach und genügsam lebten und für sich keine Kriege führten, so brauchten sie keine große Ausgaben zu machen. Eigentliche Steuern fanden damals gar nicht Statt. Es gab durch ganz Deutschland zerstreut liegende Grundstücke, welche aus einzelnen Höfen, Dörfern und Städten, auch größern und kleinern Landstri-

chen bestanden, die zum Unterhalte des Monarchen bestimmt waren. Sie hießen daher königliche Kammer- und Tafelgüter. Die Könige ließen sie für ihre Rechnung verwalten und den Ueberschuß an Gelde und Früchten sich abliefern. Hier erhoben sie auch Zölle, wenn solche da angelegt waren, übten da durch ihre Pfalzgrafen die Gerichtsbarkeit aus und genossen aller der Rechte, die den freien deutschen Gutsbesitzern zustanden. In der Folge aber wurden diese Güter dem Throne, theils durch geistliche und weltliche Stände entzogen, theils ihnen von einigen Kaisern zu Leben übergeben, oder gar geschenkt, um sich die Zuneigung derselben zu versichern. Außer diesen erhielten die Monarchen zuweilen freiwillige Gaben von den Nationen, oder den Großen wenn sie vor ihnen erscheinen. Ueberhaupt war es Sitte, daß die Provinz, oder Stadt, worin sich der König gerade aufhielt, denselben unterhalten und dazu Naturallieferungen in dessen Küche und Keller leisten mußte. Geschah es nun, daß der verlängerte Aufenthalt desselben der Landschaft zu lästig fiel; so bat man ihn, sich zu entfernen, man versagte ihm die Lebensmittel, und suchte endlich ihn mit Gewalt zu vertreiben.

Sollten nun einmal große Unternehmungen geschehen, Kriege gegen auswärtige Feinde, oder zur Herstellung der Ruhe im Innern geführt werden, so trat der Lehendienst

in seine Kraft. Alsdann wurden die Vasallen, welche Länder und Gerechtsame vom Kaiser und Reiche zu Leben besaßen, zur Heersfolge aufgefordert. Diese rüsteten sich dann nebst ihren Hintersassen aus, versahen sich auf eine Zeit, so lange man nämlich glaubte, daß der Feldzug dauern würde, mit allen Nothwendigkeiten, zogen unter dem Oberbefehle des Königs, oder desjenigen Herzogs oder Grafen, dem er ihn auftrug, gegen den Feind, leisteten soviel sie wollten, giengen aber nach Hause, wenn sie aufgezehrt hatten, und ihnen dann das Land oder der Feldherr keinen Unterhalt mehr verschaffen konnten. — Wie also die Kraft und der Erfolg der Unternehmungen der Könige von ihrem persönlichen Werthe, ihrer Klugheit und Tapferkeit und dem dadurch erworbenen Ansehen abhing und wie ihr eigenes Vermögen ihren Einfluß bestimmte und das Maaß ihrer Herrschaft erweiterte, und wie sie aus diesen Ursachen entweder willkührlicher herrschen durften, aber desto stärkere Einschränkungen sich gefallen lassen mußten, so verhielt es sich auch insonderheit mit den Regalien. Einige Kaiser schalteten mit den Herzogthümern und Grafschaften, als einem Eigenthume. Sie setzten Herzöge und Grafen ab und ein, und verschenkten Länder und Würden an wen sie wollten nach Belieben aus Gnade. Andre durften nicht so willkührlich verfahren, sie mußten wenigstens die Beistimmung des Volks und der Großen

suchen. Die Uebergabe geschahe bei den Weltlichen durch Darreichung einer Lanze mit einer Fahne, bei den Geistlichen durch Ring und Stab, bisweilen auch durch den Handschuh, als Zeichen der Einwilligung. Als die Fürsten Mittel gefunden hatten, sich in ihren Ländern und Würden erblich zu machen und als die Päpste die Investitur der Geistlichen sich zueignen wollten, fing man erst an, über die eigentliche Bedeutung dieser Sinnbilder nachzudenken, und jeder erklärte sie zu seinem Vortheile.

Vicariatsregimente gab es damals nicht in dem jetzigen Verstande. Gewöhnlich blieb bei dem Tode des Kaisers ein Theil seines Ansehns in Regierungssachen auf seinem Hause haften. Bisweilen führten seine Brüder, die Witwe, auch wohl die Mutter, oder Schwester, wenn sie Zutrauen erworben hatten, die Regierung nebst der Vormundschaft über den minderjährigen König fort. Ein anderes Mal eigneten sich andre Reichsfürsten, die zugleich durch ihre Tugenden beliebt waren, die Zwischenverwaltung zu, oder sie wurde ihnen übertragen: bald fingen aber auch die Geistlichen an, sich hinzuzudrängen und man verstattete es ihnen desto leichter, da sie Fähigkeiten besitzen mußten.

Neben dem königlichen Throne erhebt sich in Deutschland noch eine Macht, die Macht der Fürsten. Sie waren Vorsteher, die Fordersten, Ersten und Obersten jener altdeut-

schen

schen Volkstämme, welche zu Heerführern und Richtern wegen ihrer Tugenden und Erfahrung, durch Beweise ihrer Weisheit, Rechtschaffenheit, Gerechtigkeitsliebe und Bürgersinns gewählt und erhoben wurden. In dem vorhergehenden Zeitraume gab es unter ihnen einen wesentlichen Unterschied. Man unterschied zwischen denen, die aus der altgermanischen Verfassung abstammten und gewissermassen geborne Fürsten des Volks waren, und denen, welche von den Königen fränkischen Stamms, als Herzöge, Richter, oder Grafen, überhaupt als königliche Statthalter und Amtsverweser (Missi dominici) angestellt wurden. Die Würde der Erstern haftete an der Nation der Franken, Sachsen, Baiern, Schwaben und Lothringer, und fing jetzt auch an, auf letztere überzugehen, sogar auf die Geistlichen, welche königliche Aemter verwalteten, und Land und Leute an sich gebracht hatten. Schon hierdurch entstand zwischen diesen Großen eine besondere Stimmung. Jene strebten nach ihrer ehmaligen Hoheit, nach der Unabhängigkeit der Nation, der sie vorgesetzt waren, wovon ihre eigene der Preis schien; diese beeiferten sich, ihnen ähnlich zu werden. Beide stellten aber den König als Vorbild auf, dem sie in ihrer Lage an Macht, Herrschaft und Verhalten gleich werden müßten. Jedoch waren sie bei dem Anfange dieses Zeitraums abhängiger, als je. Ihr Glück und Bestand lag gänzlich in der Hand des Königs. Wenn auch die Ottonen bisweilen gegen einen

Großen mit Rücksichten verfuhren und demselben etwas zugestehen, das als Recht des Eigenthums und der Erbfolge zu seyn scheint: so geschahe es doch allemal nur aus besondern Gründen, aus Rücksicht auf erworbene Verdienste um ihre Person und um das Reich. Sie betrachteten sie, als ihre angebornen Diener, beriefen sie an den Hof, nahmen sie in ihr Gefolge, gebrauchten sie zu Gesandtschaften, setzten sie als Befehlshaber in Festungen, als Statthalter in Provinzen, gaben ihnen die Leitung der Heere, und Keiner weigerte sich, den Befehlen des Königs zugehorchen; der es that, wurde für ungehorsam gehalten und bestraft. So waren sie abhängig vom Könige, aber auch abhägig vom Reiche, das heißt, von der Zuneigung des Volks und ihrer Mitfürsten, denn sie wurden mit Einwilligung derselben eingesetzt, oder abgesetzt. Nichts ist schwerer, als hier jetzt eine Grenze zwischen der Gewalt des Kaisers und den Befugnissen dieser Großen zu ziehen. Bald wird etwas als ein Recht des Königs oder der Fürsten ausgegeben, was es ein anderes Mal nicht seyn sollte, bald mußte jener in seinen Forderungen, bald diese in ihren Anmaßungen nachgeben, bald wurde jener für einen Tyrannen und Despoten ausgeschrieen, bald diese als Rebellen behandelt, wenn sie ihre vermeintlichen Befugnisse geltend machen wollten. Gewiß ist, daß sich die Macht der Großen hauptsächlich durch die Erbfolge vermehrte. Der König ließ die väterliche Würde dem Sohne, wenn der Vater

gut gewesen und der Sohn tauglich war; oft wurde sogar auf die Töchter, oder andere Verwandte Rücksicht genommen, um so mehr, wenn die fürstliche Familie Güter und Anhang in der Provinz erworben hatte und dadurch Kraft besaß, dieselbe im Gehorsam zu erhalten und sie zu schützen. Die Einkünfte der Fürsten waren von der nemlichen Beschaffenheit, wie die der Könige. Sie flossen aus den, ihnen in ihrer Provinz eingeräumten Grundstücken und aus der Gerechtigkeitspflege. Dazu erwarben sie sich auch Eigenthum, woraus ihre Kammergüter entstanden. Waren außerordentliche und große Ausgaben erforderlich, so durften sie Beden veranstalten, Beiträge vom Lande bittweise. Fortdauernde Steuern waren in Deutschland noch nicht eingeführt. Jeder lebte von seinem Eigenthume, von der Arbeit seiner Hände und seinem Kunstfleiße.

Wenn nun im deutschen Reiche etwas mit vereinigten Kräften unternommen, wenn Krieg geführt, neue Gesetze und Anordnungen sollten gemacht werden; so mußten Fürsten, König und Volk einig seyn. Hierdurch entstand die Reichsversammlung, der Reichstag. Ehemals hielten die Deutschen ihre Nationalversammlung jährlich auf den Merz, oder wenn die Witterung noch zu rauh war, auf den Mayfeldern, auch wohl, wenn es die Umstände erforderten, des Herbstes noch einmal, wobei jeder freie Mann und Gutsbesitzer bewaffnet

erscheinen und seine Meinung sagen konnte. Diese Volksversammlungen hörten auf, als das Bereisen zu beschwerlich und kostbar wurde, als die Großen alle Macht an sich zogen und das Volk nicht mehr zur Sprache kam. Die Nation wurde es gewohnt, für sich sprechen zu lassen. Jetzt war es Sitte, daß die Kaiser, wenn sie glaubten, eine solche Versammlung zu ihrer Absicht nöthig zu haben, den Großen befahlen, zu erscheinen. Die nicht erschienen, mußten sich entschuldigen. Der Kaiser eröffnete die Versammlung mit einem Vortrage seiner Absichten, Wünsche und Bitten. Dann wurde darüber hin und hergesprochen. Wenn man endlich sah, wohin die Meynung der Meisten ausfiel; so that der Kaiser einen Endspruch, der Gesetzes Kraft erhielt. Man kann leicht denken, welchen Einfluß die Geistlichkeit hierbei erhalten mußte, da sie allein im Besitz einiger Beredtsamkeit war und den Beistand der Religion auf ihrer Seite hatte. — Aber nicht immer gieng es so feierlich zu. Oft versammelte der Kaiser nur einige Fürsten, die er gerade ablangen konnte, um sich her, fragte sie um Rath, überlegte mit ihnen die Sache, und faßte einen Beschluß. Diese Versammlungen werden von den Schriftstellern des Mittelalters Colloquia, Curiae, Conventa, Comitia, Parlamente genannt, und haben zu dem jezigen Reichskonvente, und auch zu den ständischen Landtagen den Grund gelegt. Oft nah-

men sich aber auch die Fürsten die Freiheit, sich zu versammlen, wenn sie entweder gegen den Kaiser, oder sonst zu ihrem gemeinschaftlichen Besten etwas beschließen wollten, woraus die Fürstentage und Fürstenbündnisse entstanden sind.

Deutschland unter Otto des großen Nachfolgern aus dem sächsischen Geschlechte.

Nachdem Otto Deutschland gegen seine äußere Feinde gesichert und die Ruhe im Innern befestigt hatte; so hätte seine Pflicht erfordert, es bei dem errungenen Frieden zu erhalten, sich der Regierung desselben ganz zu widmen, Wohlstand unter den Bewohnern zu verbreiten und überhaupt das Glük der Nation durch die Benutzung der Mittel, ihre Sitten zu bilden und ihren Verstand aufzuklären, herbeizuführen. Aber die Stimmung des Zeitalters und der Gang der Begebenheiten, dem auch die größten Geister oft nachgeben müssen, eröffneten noch ein weites Feld für seinen Trieb nach Thaten und Herrschaft. Er wurde durch die, von dem gewaltthätigen Könige Beren-

gar gedrückten Fürsten nach Italien gerufen. Hier fand er seine zweite Gemahlin und mit derselben einen Anspruch auf die Königswürde. Jetzt erhielt er Gelegenheit, das abendländische Kaiserthum herzustellen, und weil Karl der Große das einzige Muster war, nach welchem sich die Fürsten dieser Zeit bilden zu müssen glaubten, und da Otto schon viele Aehnlichkeit mit diesem großen Manne erlangt hatte; so nahm er auch, wie jener, vom Papste, 962 die Krone und den Namen eines römischen Kaisers an und verband Italien bis auf den untern Theil desselben, welcher noch in den Händen der römisch-griechischen Kaiser zu Constantinopel blieb, mit dem deutschen Reiche. Von dieser Zeit an vermehrten sich seine Geschäfte und Beschwerlichkeiten. Bei der Erweiterung seiner Macht wurden die Großen Deutschlands eifersüchtiger, als vorher; die Italiäner sträubten sich gegen die Herrschaft der Deutschen, oder wurden derselben bald müde und ungetreu; der Papst wünschte zwar vom Kaiser Schutz und Begünstigung, aber er wollte nie dessen Macht über sich und über Italien völlig gegründet wissen. Allein Otto wußte sein Ansehn zu behaupten, er trat, als er 973 starb, mit Beifall vom Schauplatze, hinterließ aber seinen Nachfolgern ein unübersehbares Feld zur Bearbeitung in politischer und moralischer Hinsicht. — Er hatte, besorgt die Krone seinem Hause zu erhalten, schon vor seinem zweiten Zuge nach Italien, welches ihm mit mancherlei Ge-

fahren drohete, seinen Sohn zu seinem Nachfolger wählen lassen. Otto II. ergriff also gleich, nachdem er noch einmal zu Magdeburg zum Könige ausgerufen war, die Zügel der Regierung. Obgleich der größte Theil des Volks diese Nachfolge billigte und ein Erbrecht des Königs auf den Thron gleichsam anerkannte; so gab es doch auch unter den Großen einige, welche dieses Verfahren der Freiheit der Nation oder vielmehr ihrer eignen für gefährlich hielten, die in dem sächsischen Geschlechte vereinigte Macht fürchteten und daher sich der Erhebung Otto's widersetzten, zumal da er gleich anfangs einige Handlungen einer unumschränkten Herrschaft verrichtete, unter andern in dem Grenzstreite zwischen den Herzögen von Schwaben und Baiern, welche damals die mächtigsten Fürsten des Reichs waren, einen willkührlichen Machtspruch that. Heinrich von Baiern, von Natur zänkisch, hierdurch beleidigt, lehnte sich nun gegen ihn auf, zog die Böhmen und Pohlen auf seine Seite und ließ sich sogar 974 von dem Bischofe Abraham von Freisingen zu Regensburg auch eine deutsche Königskrone, auf welche er, als Enkel Heinrichs I. Anspruch machen zu können glaubte, mit der Einwillung einiger Fürsten, aufsetzen. Aber Otto drang schnell gegen die Verbündeten an, und obgleich ein Theil seines Heers von den Böhmen bei Pilsen aufgerieben wurde, zwang er doch den Herzog zur Unterwerfung und verbannte ihn nach Utrecht in den Gewahrsam des Bischofs Poppo;

das Herzogthum Baiern übertrug er seinem Vetter, Otto von Schwaben. Während dieses Kronstreits suchte der König Harald von Dännemark sich von seiner Verbindlichkeit gegen die Deutschen loszureissen; Otto bemächtigte sich aber Jütlands, und nöthigte Haralden, sich zu einem jährlichen Tribut anheischig zu machen und seinen Sohn zur Geisel der Treue zu geben. Nun schritt er zur Vermehrung seiner Herrschaft fort. Die Lothringischen Großen, besonders die Söhne des abgesetzten Grafen Raginer, nach der Unabhängigkeit strebend, nüzten ihre zu diesem Zweck vortheilhafte Lage. Sie wollten zwar die deutsche Freiheit, aber nicht Unterthanen des Kaisers seyn. Jezt fanden sie bei Lothar von Frankreich thätigen Beistand. Otto glaubte diesen Streit zu endigen, wenn er das Herzogthum in Lothringen, dem Bruder Lothars, Karln, als Lehn vom Reiche übergäbe. Aber Lothar, hiemit unzufrieden, rückte plözlich 978 gegen den Kaiser los, der zu Achen unbekümmert Hof hielt und sich kaum nebst seiner Gemahlin mit der Flucht retten konnte. Seine Schätze, seine mit Speisen besetzten Tafeln wurden eine Beute der Franken, die nun sogar den Adler auf dem kaiserlichen Pallaste nach Frankreich hindreheten, als wenn sie mit der Einnahme der kaiserlichen Wohnung sich schon des Reichs bemächtigt hätten. Der ehrgeitzige Otto hierdurch aufgebracht, fiel darauf mit einem starken Heere über die ihrem Kaiser und Volke angethane treulose Beschim-

pfung entrüsteter Deutschen in Frankreich ein, verheerte Champagne und Isle de France, und rückte siegreich vor die Thore von Paris. Er zertrümmerte die Vorstädte und ließ auf dem Martyrberge von den Priestern, welche er zu dem Ende in großer Menge zusammenbrachte, ein Halleluja singen, welches in den Straßen der stolzen Stadt Schreken und Verwunderung verbreitete. Da jedoch die Pariser durch häufige Ausfälle sein Heer schwächten, mußte er nach einer fast dreimonatlichen vergeblichen Belagerung den Rückzug nehmen, auf welchem theils durch die verfolgenden Feinde, theils durch die Witterung, eine große Anzahl der Deutschen aufgerieben wurde und alles Gepäcke verlohren gieng. Kaum konnte Otto, ohne abgeschnitten zu werden, die Grenzen erreichen, über welche nun die Franken weit hinüberstreiften. Indessen kam es doch im folgenden Jahre zum Frieden. Otto und Lothar hielten eine Zusammenkunft an der Saar, wo Karl die Belehnung über Lothringen vor dem deutschen Könige auf den Knieen empfing. Darauf gieng Otto nach Italien, wo heftige Unruhen herrschten. Die Städte in der Lombardei, an deren Spitze Mailand stand, welche durch die Handlung schon große Reichthümer erworben hatten, strebten nach Unabhängigkeit und Vergrößerung. Sie wollten weder den kaiserlichen Grafen Folge leisten, noch mit ihren Nachbaren friedlich leben. Auch die Römer hatten sich unter Anführung des Crescentius

empört, den mit kaiserlicher Genehmigung gewählten Pabst Benedict VI. ermordet und Bonifaz VII. der ihnen ergeben war und sich erbot, lieber unter den griechischen, als deutschen Kaisern zu stehen, gewählt. Otto hielt in den ronkalischen Gefielden über die Italiäner Gericht. Er zwang die Empörer zur Ruhe; Rom unterwarf sich. Nun wollte er auch Apulien, auf welches er durch seine Gemahlin Theophania, eine constantinopolitanische Prinzessin, ein Recht erlangt zu haben glaubte, in Besitz nehmen. Allein die Griechen riefen die Sarazenen aus Afrika zu Hülfe, um nicht allein Unter-italien zu behaupten, sondern auch die Deutschen wieder gänzlich aus Italien zu vertreiben. Otto war anfänglich glüklich. Aber in einem Haupttreffen verließen ihn die italiänischen Hausvölker; der größte Theil seines Heers wurde mit der Blüthe des deutschen Adels von den Sarazenen niedergehauen. In der Gefahr, selbst gefangen zu werden, stürzte sich der Kaiser in die See und rettete sich in ein vorbeiseegelndes Haudelsschiff. Indem der Schiffspatron noch nicht mit sich einig war, ob er den großen Gefangenen nach Constantinopel ausliefere, oder die von demselben angebotenen Schätze nähme, warf sich Otto vom Verdecke hinab in die Fluten und schwamm glücklich bei Rossano ans Land. Diese schimpfliche Niederlage, worüber seine griechische Gemahlin noch dazu spottete, wirkte sehr auf das Gemüth des ehrgeitzigen Otto's. Er wurde seitdem nicht

wieder froh, sondern strenge und grausam. An den Italiänern rächte er sich wegen ihrer Treulosigkeit sehr scharf. Bei einem zu Rom angestellten Feste ließ er die Gäste, welche ihm verdächtig waren, niederhauen, und verordnete durch ein Gesetz, man solle keinem Italiäner auf seinen Eid trauen. Auch in Deutschland zog dieses Unglück traurige Folgen nach sich. Auf die Nachricht davon, erhoben sich alle slavischen Völker, um das Joch der Deutschen und der christlichen Religion abzuwerfen. Sie drangen mit Feuer und Schwerdt tief in Deutschland hinein, ihre Nationalgottheiten an dem Gotte der Christen zu rächen. Hierzu kam, daß jetzt auch viele Große ihre Unzufriedenheit über die bisherige willkührliche Herrschaft des Kaisers äußerten. Um das Reich zu retten, berief Otto eine Versammlung der Fürsten nach Verona. Sie versprachen, durch seine Klagen und Bitten erweicht, ihm nicht nur aus Mitleiden thätigen Beistand, sondern wählten auch den dreijährigen Sohn desselben zu seinem Nachfolger. Als er nun in Begrif war, seinen Feinden entgegen zu gehen, riß ihn der Unmuth über sein Mißgeschick in der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe im 28sten Lebensjahre dahin.

Otto III.

Einen Knaben auf dem Kaiserthrone hatten die Deutschen noch nicht gesehen. Jeder suchte diesen Umstand zu benutzen. Gleich anfangs konnte man sich wegen der Vormundschaft nicht vertragen. Heinrich von Baiern wollte sie sich als Verwandter zueignen; er trachtete aber dadurch selbst nach der Krone. Nach vielem Streite wurde der Kaiser in die Hände des Erzbischofs zu Maynz gegeben. Willigis, eines Rademachers Sohn aus Schöningen, hatte sich durch Tugenden und Kenntnisse zu diesem Posten hinauf geschwungen, und wurde für würdig gehalten, dem Reiche vorzustehen und den Kaiser zu erziehen, wobei ihm die Kaiserliche Mutter und Bernward, ein treflicher junger Geistlicher, der sich durch Einsichten und Geschmack auszeichnete, beistanden und die Bildung des zarten Mündels vollendeten. Die Anlagen Otto's entwickelten sich früh. Er erwarb sich durch seine liebreiche Gesinnungen alle Herzen. Schon in seinem funfzehnten Jahre endigte er mit Glück und Ehre den Krieg mit den Slaven, schlug einen Einfall der Normannen zurück, und behauptete die Rechte des deutschen Reichs gegen Frankreich, wo jetzt der Graf Hugo Capet mit Hülfe der Pariser anfing, die rechtmäßigen, obgleich schwachen Fürsten aus dem karolingischen Geschlechte, vom Throne zu verdrängen, um sich selbst darauf

zu setzen. Welch ein Wechsel des Schicksals! — Als Otto beschäftigt war, mehrere Einrichtungen zur Aufnahme und zum Wohlstande des Vaterlandes zu treffen, rief ihn das schon wieder unruhige Italien zu sich. Herzlich hatte er schon gewünscht, diesen Schauplatz großer Thaten, welche er durch den genossenen Unterricht kennen gelernt hatte und dieses Land, wo einzig jezt die Wissenschaften blüheten, zu betreten. Unterstützt durch einiges, ihm auf einer zu Magdeburg gehaltenen Fürstenversammlung bewilligtes Geld, trat er den Zug an. Er bezwang die empörte Lombardei und ließ sich zu Mailand krönen. Um die Ruhe desto mehr zu sichern und Rom nebst dem Oberpriester desto näher mit sich zu verbinden, wählte er 996. seinen Anverwandten, den Sohn des kärnthischen Herzogs Otto, Bruno, zum Papste, der den Namen Gregor V annahm, mit welchem er die sogenannte ottonianische Constitution, vermöge welcher die Römer den jedesmaligen König von Deutschland sofort, als römischen Kaiser und Herrn über Italien anerkennen, und keinen andern, als den vom Kaiser ernannten Papst annehmen sollten, bestätigte. Otto bezeigte sich besonders gegen die Römer nicht allein milde und liebreich, sondern auch fast gütiger und vertraulicher, als gegen seine Deutschen, da er, wie nicht unwahrscheinlich ist, den Vorsatz gefaßt hatte, seinen Sitz gänzlich

nach Rom zu verlegen. Aber weder die heiligsten Angelobungen, noch die schärfsten Züchtigungen, vermochten die Italiäner in der Treue zu erhalten. Denn als er zum zweiten Male aus Deutschland, von da er eine Wallfahrt nach Gnesen zu dem Grabe des heil. Adalberts, der von den Preußen, welchen er das Evangelium predigen wollte, erschlagen war, mit vieler Andacht und Schwärmerei verrichtet hatte, nach Rom zurück kam und sich mehr, als je bemühete, den Römern seine herzliche Zuneigung zubeweisen, wurde er plötzlich von denselben in seinem Pallaste belagert und konnte kaum sich mit dem Leben aus der Stadt retten. Diese Beleidigung schmerzte den sanftmüthigen Jüngling tief. Sein Herz und seine Absichten waren empfindlich gekränkt. Er wollte sich rächen, aber der Kummer nagte sein Leben ab, als er kaum 22 Jahr alt war. Unwahrscheinlich ist die Sage nicht, daß ihm die schöne Witwe des Crescentius, den er wegen seiner Empörung und Grausamkeit hinrichten lassen mußte, Gift in die Arztnei geträufelt habe. Otto fühlte sich über sein Zeitalter erhaben; er war gebildeter und feiner, als seine Deutschen. Daher sehnte er sich nach dem mildern Himmel Italiens, wo die Wissenschaften, welche er liebte, fröhlicher blüheten; daher klagte er: "Das Geschlecht, unter welches mich das Schicksal geworfen hat, ist mir fremd; wie werde ich mich der sächsischen Rohheit entwöhnen und mei-

ne Anlage zur Feinheit ausbilden! Ein Funke vom himmlischen Geiste der Griechen schlummert in mir; gern möchte ich die Künste der Vorwelt verstehen und in der Dichtkunst Fertigkeit erlangen!„ Otto's Geist war eine zu zarte Pflanze für den noch rauhen Boden Deutschlands. Würde sie länger gelebt und Stärke erlangt haben; so hätte sie schon frühe Früchte für die Veredlung und Aufklärung der Nation hervorbringen können.

Heinrich II.

Deutschland gerieth durch den plötzlichen Tod seines hofnungsvollen Kaisers in Trauer und Unruhe, zumal da er keinen bestimmten Nachfolger hinterließ. Es warfen sich drei Kronbewerber auf, Ekhard, Markgraf in Thüringen, ein beliebter Mann, Hermann, der mächtige Herzog in Schwaben, und Heinrich, Herzog von Baiern, Urenkel Heinrichs I. Der letztere bemühete sich gleich anfangs, theils durch Güte, theils durch List, die Reichskleinodien in seine Hände zu bekommen; denn der Besitz dieser alten Ueberbleibsel von Karls des Großen Kleidung, der Krone, des Schwerts und einiger Heiligthümer, gab nach der damals in Deutschland herrschenden Meinung schon ein großes Beförderungsmittel zur Wahl und einen Schritt zum Throne ab. Er schmeichelte den geistlichen Fürsten mit Versprechungen und ge-

wann hauptsächlich dadurch, weil er aus dem regierenden Hause stammte, so die Oberhand, daß ihn die Franken und der größte Theil der Sachsen zum Könige annahmen. 1002. Nachdem er zu Maynz gekrönt war, gieng er auf seine Gegner los und hatte das Vergnügen, daß sich Hermann ihm zu Bruchsal unterwarf. In Italien, wo sich der Markgraf Harduin von Yvrea zum Könige hatte wählen lassen, fand er aber mehr Schwierigkeiten. Harduin verbarg sich bei der Ankunft des Kaisers in seine Festungen, wurde aber bei der Abwesenheit desselben desto lauter; jedoch gieng er endlich, als ihm Heinrich zu mächtig wurde, freiwillig ins Kloster. Dieser ließ sich zu Rom krönen, wobei ihm Benedict VIII. eine goldene Kugel mit einem Kreutze, woraus der Reichsapfel entstanden ist, schenkte. Als er da in der hohen Peterskirche mit seiner Gemahlin auf den Knieen lag, gesalbt und betäubt von Glanz und Nebel, fragte ihn der schlaue Papst, der wol wußte, welchen Eindruck diese Feierlichkeit auf den frommen Heinrich machte; ob er denn ihm und der Kirche allezeit getreu bleiben wolle? Der Kaiser sagte ohne Bedenken Ja, und dieses hat man als eine Huldigung zu Rom ansehen und nachher viele Ansprüche über die Kaiser daraus herleiten wollen. — Heinrich vertrieb darauf die Griechen völlig aus Italien und unterwarf die Halbinsel mehr, als je, der Herrschaft der Deutschen, gab aber auch einem in

Cala-

Calabrien gelandeten Haufen von Normännern daselbst ein Stück Landes, um sich ihrer Tapferkeit gegen die Sarazenen und Griechen zu bedienen, ohne zu ahnden, daß die Nachkommen dieser Abenteuer seinen Thronfolgern einmal dieß Reich entreissen würden. Unterdessen hatte sich zwischen den Polen und Deutschen über die Besetzung des Herzogthums in Böhmen ein heftiger Krieg entsponnen. Der Herzog Boleslav von Polen war ein unruhiger ehrgeitziger Fürst, der sich wenig an sein gegebenes Wort band. Er glaubte, die bei der Kaiserwahl entstandenen Unruhen benutzen zu können, fiel in Deutschland ein und Heinrich mußte ihm die Lausitz abtreten. Jetzt ließ er dem Herzoge von Böhmen die Augen ausstechen und setzte sich in den Besitz des Landes, das Heinrich I. schon den Deutschen unterworfen hatte. Der Krieg wurde bis 1018 mit abwechselnden Glücke geführt und nicht sehr zur Ehre des Reichs geendigt. Boleslav, dessen Vater es nicht wagte, sich in Gegenwart des Grafen von Meissen niederzusetzen, behauptete sich an der Oder, schrieb den Russen Gesetze vor, bedrohete den Kaiser in Constantinopel, und zeigte damals, was Pohlen seyn kann, wenn die Nation ihre Kräfte zu gebrauchen weiß. Heinrich dachte sein Reich auf einer andern Seite zu erweitern. Er bewog den kinderlosen König Rudolf von Burgund, seiner Mutter Bruder, ihn zum Erben anzunehmen. Hingegen verwandelte er die Grafschaft Bamberg in ein Bis-

thum, obwohl nicht ohne Widerspruch der weltlichen Fürsten. Ueberhaupt war er von Gottesfurcht und Religionsfeier durchdrungen. Man nannte ihn den Heiligen und den Vater der Mönche. Er wollte sich in der Abtey St. Val zum Klosterbruder aufnehmen lassen. Der Abt fragte ihn, ob er denn auch ihm in jedem Stücke gehorchen wolle? Als Heinrich dieses versicherte; so befehle ich dir, fuhr der vernünftigere Prälat fort, sogleich zur Regierung des Reichs zurükzukehren. Auf der andern Seite zeigte Heinrich nicht geringe Fähigkeiten. Zu seiner Zeit herrschte in dem Innern Deutschlands eine ungewöhnliche Ruhe, indem er die Stände, welche jetzt schon anfingen, beständig mit den Waffen gegen einander loszubrechen, durch sein Ansehen im Gleichgewichte und Furcht zu erhalten wußte. Als er einst mit dem Könige Robert von Frankreich sich unterreden wollte und zwischen den beiderseitigen Höflingen über die Hofstaatsgebräuche heftige Streitigkeiten entstanden, brach sie Heinrich grosmüthiger Weise ab und gieng ohne Umstände in das französische Lager, wo ihn Robert brüderlich empfieng und beide Monarchen alle zwischen ihren Völkern obwaltende Zwistigkeiten freundschaftlich beilegten.

Während die Deutschen über hundert Jahre unter der Herrschaft der sächsischen Könige und Kaiser standen, durch welche manche wichtige

Veränderung in den politischen Verhältnissen der Nation bewirkt wurde, giengen auch einige Umwandlungen in den Sitten derselben vor. Ihre Bekanntschaft mit den Wenden, davon ein Theil an der Ostsee in blühenden Städten lebte, ausgebreiteten Handel trieb und schon große Schritte in der Cultur gethan hatte, und die Verbindung mit Italien, wo griechische und römische Sitten und Wissenschaften noch immer erhalten und bearbeitet wurden, hatten merklichen Einfluß auf die Deutschen. Bald nach der Erwerbung Italiens waren neue Gebräuche, italischer Geschmack in der Lebensweise, im Essen und Trinken, in das Innere unsers Vaterlandes hinüber gepflanzt und hatten vornehmlich bei den Großen und an den Höfen Wurzel gefaßt. Die Deutschen unterwarfen sich Italien, sie wurden zum Theil aber von den italischen Sitten wieder besiegt. Otto I. zeigte nach der Bekanntschaft mit den Römern schon mehr Glanz; sein Sohn nahm durch seine constantinopolitanische Gemahlin noch dazu griechisch-morgenländische Gebräuche an; Otto III. hätte schon zum Weichling ausarten können. Bei ihm sollte alles griechisch, oder römisch seyn. Er fieng an, eine prachtvolle Hofhaltung einzurichten und viele große Beamte anzustellen. Inzwischen blieben bei der Nation noch immer die Hauptzüge ihrer ehemaligen Denkungsart; sie klebte zu stark an ihrer väterlichen Lebensweise und hatte im Ganzen zu viel Abneigung, sich den ausländischen Gebräuchen leicht und schnell zu

zu unterwerfen. Der Hang zum Kriege und Selbsthülfe war noch immer herrschend, er wurde sogar durch die Umstände befördert und rechtmäßig. Nur der Krieger war geehrt, und da der Deutsche auf Ehre hält, mußte er wohl Krieger seyn. Die Schwäche der Regierungsverfassung, das Schwankende in der Gerechtigkeitspflege, das Bestreben aller nach Unabhängigkeit und Gütern nöthigten Jedeen, für sich auf der Hut zu stehen, sich stets zum Schlagen uud Vertheidigen fertig zu halten. Der Zweikampf war nicht nur überall in allen Ständen eingerissen, sondern sogar gesetzlich. War gerade keine Fehde und Strauß zu bestehen, so gieng der Deutsche auf die Jagd, mit Pfeilen und Bogen und einer Koppel Hunde versehen kämpfte er mit dem Wilde. Nachher ruhete er und ließ sich reichlich Speise und Trank auftragen. „Die Deutschen, sagt Donizo, fressen wie Wölfe und lieben den Trank übermäßig; dann zanken sie, ziehen das Schwert und hauen sich die Glieder vom Leibe." Ist diese Schilderung wahrscheinlich etwas übertrieben; so ists doch wahr, daß selbst der Kaiser bei der Krönung zu Rom versprechen mußte, mit Gottes Hülfe nüchtern zu leben; daß die Sitten des Volks noch sehr roh waren. Aber die benachbarten Nationen gaben kein besseres Beispiel zur Nachahmung. Die Gristlichkeit war nicht friedfertiger, sanftmüthiger und mäßiger, als die Laien, vielmehr fachte sie zur Behauptung und Vermehrung ihrer Schätze den krieges-

rischen Geist an, gürtete oft das Schwert über das Meßgewand, befestigte ihre Wohnungen und Kirchen, und verwandelte Klöster in Burgen. Der Kriegsstand unterdrückte alle übrigen Stände. Daher wollte Jeder Soldat seyn, Jeder seine Burg haben. Bald waren alle Hügel mit Schlössern bedeckt, woraus nachher so viele Raubnester geworden sind. Bei aller dieser Rohheit und den daraus entspringenden Gewaltthätigkeiten blieben den Deutschen doch schätzbare Tugenden eigen. Sie standen überall wegen ihrer Unerschrockenheit in Gefahren und ihrer unüberwindlichen Tapferkeit in Ansehen; sie waren edelmüthig und ihren Worten getreu, dabei aber auch leichtgläubig, und hartnäckig im Aberglauben.

Die häusliche Lebensart richtete sich zwar nach der Verschiedenheit der Stände und des Vermögens, doch war es allgemeine Sitte, die Sorgen des Hauswesens den Weibern zu überlassen. Die Königin und Gräfin schämte sich nicht, Küche und Keller zu besorgen und mit eigenen Händen Kleidungen für sich und ihr Gesinde zu verfertigen. Man webte zwar schon einiges Linnen, aber der Gebrauch der Hemden war noch nicht überall eingeführt. Männer und Weiber trugen wollene Wämser, oder Pelze, die mit einem Gürtel befestigt wurden. Der höchste Schmuck bestand in einem mit Pelzwerk aus Preußen gefutterten Leibrocke und einem künstlich gestickten Gürtel. Unter den Nahrungsmitteln

liebte man vorzüglich Wildpret und Bier. Hülsenfrüchte wurden noch nicht überall gebauet, die Obst-arten waren noch nicht sehr verfeinert und der Weinbau wurde nur in einigen Gegenden am Rheine getrieben. Das niedere Volk wohnte in schlechten Hütten von Erde, Stroh und Holz, auch hier und da noch in Höhlen und Gruben und hatte kümmerliche Nahrung. Was es erwarb, floß in die Hände der Gutsbesitzer. Bei Gastmahlen sahe man auf der Tafel selten mehr, als ein Gericht. Otto I. liebte keine Verschiedenheit der Speisen.

Wollte ein deutscher Jüngling heirathen, so zog er hin, das Mädchen zu besehen. Die Schöne saß bei ihrer Mutter, die Stickerei, die Kunkel, oder das Psalmenbuch in der Hand, in blühender Gesundheit, fromm und demüthig schlug sie die Augen nieder. Erfolgte die Einwilligung der Aeltern, so überreichte der Bräutigam der Geliebten seine Geschenke, setzte ihr ein Leibgeding fest und führte die Braut in stattlicher Begleitung seiner Vasallen in seine Heimath, wo ein Hochzeitmahl gefeiert wurde. — Noch war es nicht allgemeine Sitte, die Todten bei den Kirchen zu begraben. Man scharrte den Verstorbenen ein, wo er sich sebst eine Ruhestelle gewählt hatte. Aber schon in der Mitte dieses Zeitraums kamen die Familienbegräbnisse so sehr in Gebrauch, daß man den Leichnam des in der Fremde Verstorbenen in einem Kessel auskochte,

um die Gebeine zu der Ruhestäte seiner Ahnherrn desto bequemer fortschaffen zu können.

Man kann leicht schließen, daß in diesem Zeitraume die Wissenschaften noch nicht sehr in Deutschland ausgebreitet waren, daß ihre Wirkung, die Nation aufzuklären und zu bilden, noch nicht groß seyn konnte. Es fehlte im Ganzen an Anstalten, an Aufmunterung und Ruhe. In den Dom- und Kloster-Schulen geschah zwar etwas für die Gelehrsamkeit, aber es blieb nur in diesen finstern Mauren und überhaupt ein Eigenthum der Geistlichen. Corvei, Fuld, Paderborn, Goslar, zeichneten sich aus, sie konnten aber dem Geiste der Habsucht und Gewaltthätigkeit nicht widerstehen. Karls d. Gr. Bemühungen wurden durch seine kleingeistigen Nachfolger nicht fortgesetzt. Otto I. lernte erst lesen, als ihn seine zweite Gemahlin Anlaß und Geschmack dazu aus Italien mitbrachte. Die Großen des Volks fühlten nicht einmal das Bedürfniß wissenschaftlicher Kenntnisse. Ihr einziges Sinnen war Ritterschaft und Krieg. Sie glaubten nur für das Pferd und das Schwert da zu seyn. Selbst die Geistlichen leisteten nur wenig. Nicht alle konnten lesen und schreiben. Die es aber konnten, wurden dadurch die einzigen Geschäftsmänner, Rathgeber und eigentlichen Verwalter der Regierungsangelegenheiten. Die Religionswissenschaft des zehnten Jahrhunderts verdient den Namen einer Wissenschaft so wenig, im Betracht ihrer innern Beschaffenheit, als der Art, womit

man sie lehrte und lernte. Sie war ein Gemisch von Volksmeinungen mit einigen übelverstandenen Sätzen des Christenthums. An genauere Bestimmung gewisser Lehren wurde wenig gedacht; was man Ketzerei nannte, war nur größtentheils Verwechselung eines Irrthums mit einem andern. Wenn auch einzelne Männer dunkle Gefühle der Wahrheit hatten; so mangelte ihnen doch die Geschicklichkeit, sie auszudrüken und Licht in ihre Gedanken zu bringen. Die ersten Verbreiter des Christenthums konnten ihm nicht leichter Eingang verschaffen, als wenn sie es auf die herrschenden Gewohnheiten und religiösen Gebräuche der Völker pflanzten. Winnefried verfuhr nicht anders. Und so sehr auch die Geistlichkeit über Glaubensreinheit schrie; so schlichen sich doch fremde Meinungen und Gebräuche ein. Die Mysterien in der Religion, die Lustration mit dem Weihwasser, das Fegfeuer, die häufigen Festtage, die Wallfahrten, die Gottesurtheile, der Bilderdienst und die Menge der Heiligen, welche man verehren mußte, der blinde Glaube und Gehorsam gegen die Priester, sind offenbar nicht ursprünglich christlich, sondern wurden nach und nach angenommen, und gewisser Maßen mit den Glaubenslehren in Verbindung gebracht. Traurig ist es nur, daß diese Dinge damals die Hauptsache ausmachen sollten. Die eigentlichen Religionslehren wurden auf eine solche spitzfindige Weise bearbeitet, daß sie auf den großen Haufen gar keinen Einfluß haben konn-

ten. Was der davon etwa begriff, legte er auf eine mystische Weise aus und hielt sich an das Sinnliche. Der Papst hat es den Deutschen dieser Zeit zum Verdienst angerechnet, daß bei ihnen keine Ketzereien entstanden. Freilich waren sie dazu nicht aufgelegt. Sie glaubten, was man ihnen predigte, wenn es auch noch so sehr gegen die Vernunft stritt; sie thaten, was man gute Werke nannte, wenn es auch blos zum Vortheil der Geistlichkeit gereichte. Der Glaube war der Punkt, um den sich alles drehete; die größte Ehre war, ohne Untersuchung und Zweifel recht viel zu glauben, und je unglaubhafter und vernunftwidriger die Dinge waren, desto größer war das Verdienst.

Die damaligen Religionslehrer waren nicht im Stande, eine bessere Religion zu verbreiten. Sie genossen nur einen sehr dürftigen Unterricht. Konnten sie lesen und schreiben: so waren sie gelehrt und geschickt genug, das wichtigste aller Aemter, das Amt eines Volkslehrers zu bekleiden. Und ob man gleich um diese Zeit anfing, die höhere Geistlichkeit aus dem Adel zu wählen, so war sie doch eben so abergläubisch und unwissend als die übrigen. An eine humane Erziehung wurde gar nicht gedacht. Auch ihr Stand hinderte sie, die eigentliche Absicht ihres Amts zu erfüllen. Da sie Güterbesitzer und Landesherren wurden; so hiengen sie bald ihr Herz daran, verlohren ihren eigentlichen Zweck aus den Augen, und machten die Nebensache, ihre

Besoldung, Unterhalt und Einkünfte zum Hauptgegenstande ihres Daseyns. Dadurch riß denn Unwissenheit, Stolz, Habsucht und mit denselben das ganze Gefolge aller Laster unter der Geistlichkeit in Deutschland ein. Sehr naiv gaben sich die Aebte und Pröpste den Titel unwürdig. Sie waren es auch in jedem Betrachte, da sie die Religion, welche sie lehren sollten, so mißbrauchten, daß sie alle ihre Würde und alle Kraft, die Sitten zu veredeln und den Geist aufzuklären, verlohr.

Bei aller dieser Mangelhaftigkeit des Christenthums bemüheten sich die Deutschen doch es noch auszubreiten. Schwärmerische Geistliche, Mönche und Bischöfe, drangen mit dem Kreutze in der Hand, unter die Heiden. Wo ihre armselige Ueberredungsgabe nicht zureichte, erlaubten sie sich allerlei Künste, um die Menschen für ihren Glauben zu gewinnen. Die unzähligen Wunder, welche sie verrichteten, waren eben so viel Gaukeleien und Betrügereien. Wo auch diese zu schwach waren, nahmen sie das Schwert zu Hülfe. Blutige Kriege kostete es, einen Theil der Einwohner Jütlands, der Wenden, Slaven, Ungarn und Polen für die Kirche zu erobern. Unter diesem Namen war Alles erlaubt, Gewalt, Krieg, Verfolgung, Unterdrückung.

Die sogenannten sieben freien Künste waren damals der Innbegriff alles menschlichen Wissens und machten das aus, was man Phi-

losophie nannte. Sie heißen Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, und wurden im Ganzen und im Einzeln nur allein im Bezug auf die Theologie getrieben. Man lernte sie, um sie bei der Erklärung der Glaubenssätze und bei gottesdienstlichen Handlungen anzuwenden. Daher waren auch die Begriffe, welche man von physikalischen Dingen, von den Erscheinungen in der Natur, hatte, sehr kümmerlich. Aus einigen dunkeln Stellen der Bibel und den darauf gebaueten astrologischen Deutereien wurde bewiesen, daß mit dem Ende des ersten Jahrtausends das Ende der Welt eintreten würde. Der Glaube hieran war so allgemein und stark, daß selbst das tapfere Heer Otto's, mit welchem er die furchtbarsten Feinde besiegt hatte, bei der Erblickung einer Sonnenfinsterniß vor Schrecken und Angst auseinander lief.

Die witzigen und nothwendigen Künste wurden von den Deutschen nicht mit besserm Erfolge bearbeitet. In der Baukunst wurden weder die Gesetze der Schönheit angewandt, noch auch die Bequemlichkeit selten in Anschlag gebracht. Sie baueten ihre Palläste, Städte und Schlösser winklicht und dunkel, nach dem Character des Zeitalters.

Die wenigen Merkmale von der Malerkunst der Deutschen aus diesem Zeitraume, beweisen keinen Begriff von Geschmack. Man ent-

deckt nichts von Vertreibung der Farben und Ausdruck; es waren einzelne harte Pinselstriche. Auch wagte es der Künstler nicht über einige religiose Gegenstände, Anfangsbuchstaben und Fenster, in das Reich der Einbildungen zu gehen. Man würde hierüber besser urtheilen können, wenn uns das Schicksal das Gemälde, welches Heinrich I. von seiner siegreichen Schlacht mit den Hunnen zu Merseburg verfertigen und aufstellen ließ, erhalten hätte.

Hätte auch die lateinische Sprache, da sie beim Gottesdienste gebraucht wurde, und die Geistlichen allein sie deswegen einiger Maßen lernen mußten, also auch sie nur in öffentlichen Schriften anzuwenden verstanden, die deutsche nicht niedergedrückt; so würde uns dieser Zeitraum doch keine Dichter aus unsrer Nation haben liefern können, weil der herrschende Geist zum Kriege und blinden Glauben jede freiere Uebung und Gebrauch der Seelenkräfte fesselte. Wer durfte es wagen, einen Gedanken und Ausdruck zu äußern, als gerade in den Buchstaben liegen sollte? Man war in dem Anbau der Muttersprache seit Karl d. Gr. nicht fortgeschritten. Wer gelesen werden wollte, mußte lateinisch schreiben. Ohngeachtet der Achtung, welche der Fleiß und die Kenntnisse der gandersheimischen Stiftsjungfrau Roswitha verdienen, muß man doch gestehen, daß ihre lateinischen Reime wenig ästhetischen Werth haben, obgleich ihre Dichter-anlagen, der Werth ihrer Absicht und die Aus-

nahme, welche sie in diesem Zeitalter machte, nicht zu verkennen sind. Wie viel roher mußten aber nicht die Versuche in der Muttersprache selbst ausfallen? Sie schränkten sich blos auf einige Lob- und Schimpflieder ein, wodurch man die Tugenden der Großen, oder ihre Unarten schildern und beim Volke im Andenken erhalten wollte. Von diesem Gehalte waren auch überhaupt die Schauspiele. Unbekannt mit den Regeln und Zwecke der Bühne, bestand die ganze Kunst der deutschen Schauspieler in abendteuerlichen Mummereien, Absingung von Liedern, wobei das Religiöse mit dem Lächerlichen auf das Widrigste gemischt war. Vorzüglich liebte man die Gauckler, welche durch Stellung und Bewegung des Leibes gewisse Handlungen auszudrücken sich bemüheten. Die von Heinrich I. gestifteten kriegerischen Uebungen waren jezt die wahren Nationalschauspiele. Weil sie mit den Waffen in der Hand und oft sehr ernsthaft getrieben wurden; so waren sie ganz dem Geiste der Deutschen angemessen. Große und Geringe, Junge und Alte konnten Theil daran nehmen. Der Fürst brach mit dem gemeinsten Ritter die Lanze. Man bildete den Krieg im kleinen. Und da auch oft bei solchen Gelegenheiten Rechtssachen, Streitigkeiten und andre Gegenstände verhandelt und entschieden wurden; so drängte sich alles hinzu, ihnen beizuwohnen. Sie waren das einzige Erziehungsinstitut der Deutschen.

Dagegen wurde der Ackerbau destomehr vernachlässiget. Er war allein in den Händen der Knechte und Leibeigenen; für freie Männer war er schimpflich. Der Landmann lebte unter heftigem Drucke; was er erwarb, gehörte dem Herrn; ihm blieb nur ein kümmerlicher Unterhalt. Man verkaufte die Bauern Rudelweise, und ihr Werth fiel noch, als die Kriege mit den Slaven Gelegenheit gaben, oft ganze Heerden von Gefangenen für einen geringen Preis zu erhalten. Noch durfte ein Herr seinem Knechte das Leben nehmen. Ein solcher Todschlag wurde mit einigen Fasttagen, oder einer geringen Geldstrafe abgebüßt.

Da die Deutschen in ihrer Kleidung und in ihrem Hauswesen noch so einfach blieben; so fielen auch die Ursachen weg, welche die Ausbildung und Vermehrung der Handwerke begünstigen. Jede Hausfrau verfertigte selbst die nöthigen Gewänder für ihr Haus; jeder richtete selbst seine Hütte auf, schlug selbst seinen Tisch, Truhe und Stuhl zusammen.

In dieser Lage war auch die Handlung. Ein Volk, das so wenig brauchte, das sich mit den Fellen seiner Thiere kleidete, seine Waffen selbst verfertigte, bedurfte keiner Kaufmannschaft. Was etwa von ausländischen Waaren eingeführt wurde, geschah größtentheils durch die Juden, und die Menschen gaben einen vorzüglichen ihrer Handelsartikel ab. Italien weckte zuerst Bedürfnisse bei den Deutschen, die sie vorher nicht

kannten, und zeigten ihnen zugleich die Quellen, sie zu befriedigen. Dadurch entstand in einigen deutschen Städten, Augsburg, Maynz, Cöln, und Bremen einiger Verkehr. Aber kein Großer dachte auf die Begünstigung des Handels. Er wurde vielmehr durch Anlegung vieler Zölle und durch die Räuberei des Adels auf den Heerstrassen beschwert und gehemmt. Die Kosten und Gefahren der Versendung wurden dadurch sehr groß. Die Kaufleute mußten Karawanenweise in Deutschland reisen, und konnten nur in grossen, festen Städten sichre Niederlagen haben. Jedoch finden sich Spuren, daß sie schon mit England einige Handelsverbindung hatten, und auch ostindische Waaren durch Italien, besonders über Venedig, zogen, denn einige deutsche Städte mußten schon Otton I. für die Gestattung der Marktfreiheit jährlich eine gewisse Pfundezahl Pfeffers geben.

Vorzüglich hob sich aber der deutsche Handel nach der Entdeckung der Bergwerke am Harze. Vorher waren die edlen Metalle sehr selten in Deutschland. Man grub zwar schon an einigen Orten Eisen und etwas Silber, auch wurde Gold aus den Rheinsande gewaschen, aber es war zu wenig, um dem Handel Lebhaftigkeit zu geben. Der Zufall, welcher unter Otto I. Regierung die Schätze des Harzes bekannt machte, ist für unser Vaterland von unzuberechnendem Einfluß gewesen. Man spürte auch die Wirkungen davon so schnell, daß das vorher im-

mer als äußerst arm und dürftig geschilderte Sachsen plötzlich für die reichste Provinz Deutschlands gehalten wurde, und nun, nach dem Ausdrucke der Geschichtschreiber, das goldene Zeitalter eintrat. Außer daß die Deutschen hierdurch veranlaßt wurden, sich mit größerm Fleiße auf das Bearbeiten der Metalle, auf das Schmelzen, Gießen und Schmieden zu legen und darin ihre Kunst zu erhöhen, vermehrte sich auch unter ihnen die Menge des Geldes, Pracht und Ueberfluß. Es entstanden nun mehrere Münzstädte. Man prägte Solidi und Denarii, aber auch die sogenannten Hohl- oder Blechmünzen, welche aus dünnen Silberbleche bestanden, in der Mitte ausgehöhlt und mit unförmlichen Bildern versehen waren. Daneben rechnete man auch noch nach Talenten, und zahlte nach Pfunden, die man sich zuwog. Der Kaiser verlieh die Münzfreiheit den Bischöfen, Grafen und einigen Städten; sie mußten aber des Kaisers Namen auf die Münze setzen. Bald fingen die Bischöfe an, den Namen ihres Kirchenpatrons vorzuziehen und endlich den ihrigen ihm beizufügen.

Hierdurch erhoben sich nicht nur die in Deutschland schon vorhandenen Städte, sondern es vermehrte sich auch die Zahl derselben, und es entstand eine Volksklasse, von der man vorher hier nichts wußte, der Bürgerstand. Man nannte nicht blos die Schlösser, sondern alle mit einer Mauer, oder andern Befestigung umgebene Wohnplätze, Burgen, die dadurch

zu

zu Städten wurden, wo die Einwohner geborgen oder geschützt waren. Es ist einer der merkwürdigsten Vorgänge während der Regierung des schächsischen Geschlechts, daß die Deutschen sich bequemten, in Städte zu ziehen. Die Entstehung der meisten deutschen Städte fällt in diesen Zeitraum, selbst Nürnberg kann sein Daseyn vor dem zehenten Jahrhunderte nicht aus Urkunden beweisen. Sie standen unter der Gerichtsbarkeit der Grafen und Bischöfe, welche solche durch Vögte verwalten liessen. Von einem eigenen Stadtregimente trift man noch keine Spur an. Nachdem sie aber durch Handlung und Handwerke Reichthümer erwarben und ihre Bevölkerung zunahm, fingen sie an, sich jener Gerichtsbarkeit zu entziehen und sich selbst eine Verfassung zu geben, wobei sie vornehmlich die Lombardischen Handelsfreistaaten zum Muster nahmen. Um ihre Absichten zu befördern, neigten sie sich oft auf die Seite der Kaiser gegen die Fürsten und ließen sich dann für ihre Dienste Freiheiten und Privilegien ertheilen, die sie sich gemeinschaftlich zueigneten. Sie haben dem Vaterlande Handlung und Wohlstand erhalten, und sind die Ernährerinnen deutscher Freiheit und Aufklärung geworden.

Begebenheiten der Deutschen
unter
den fränkischen Kaisern.

Das deutsche Volk kam, nachdem Heinrich II. ohne männliche Erben und einen bestimmten Nachfolger gestorben war, in der fruchtbaren Ebene zwischen Maynz und Worms zusammen, um sich wieder ein Oberhaupt zu wählen. Jede Nation erschien unter der Anführung ihres Herzogs. Sie lagerten sich auf beiden Ufern des Rheins. Nach einer sechsmonatlichen, ziemlich stürmischen Berathschlagung, die sich doch endlich zum Vortheil der Franken endigte, fiel die Wahl auf den fränkischen Grafen Konrad, den Enkel Grafen Konrads zu Worms, der Kaisers Otto I. Tochter Juditha zur Gemahlin gehabt hatte. Er stand in dem Rufe der Rechtschaffenheit, und seine unbeträchtlichen Erbgüter ließen keine Bedrückung der deutschen Freiheit befürchten. Sobald seine Krönung durch den Erzbischof Pilligrin zu Cöln unter großen Beifallsbezeugungen des Volks geendigt war, fing er an, die einzelnen Provinzen seines Reichs zu bereisen. Wo er hinkam, übte er Gerechtigkeit. Um die schon wieder in Ita-

lien ausgebrochenen Unruhen in der Geburt zu ersticken, gieng er dahin. Alles unterwarf sich; er wurde zu Rom in Gegenwart der Könige von England und Burgund mit großer Pracht gekrönt, ganz Italien huldigte ihm; er konnte nichts thun, als Gnade beweisen. Indem hier Alles so glücklich ging, erregte sein eigener Sohn Ernst, dem er schon das Herzogthum Schwaben gegeben hatte, der aber seinen Ehrgeiz auf einmal befriedigen wollte, in Deutschland den heftigsten Aufruhr. Ein gewisser Graf Welf hatte sich mit demselben verbunden. Conrad eilte zurück. Ernst wollte den Vater angreifen, allein sein Heer erkennt die Unnatürlichkeit des Beginnens und weigert sich zu fechten. Er mußt sich ergeben und wurde auf das Schloß Gibichenstein gesetzt. Der Vater läßt ihn nach einiger Zeit wieder los und will sein Glück von neuen gründen; allein der übelberathene Sohn kehrt zu seiner vorigen Unthat zurück, plündert und raubt, bis er ertappt und erschlagen wird. Konrad sorgte für die Erhaltung der Würde und Ruhe Deutschlands, wo er Gelegenheit fand. Er zwang den König Stephan von Ungern zum Frieden; Micislav in Polen mußte sein Reich den Deutschen unterwerfen und gegen die Dänen setzte er in einem Vertrage die Eyder zur Grenze fest. Er ließ sich die Ansprüche seines Vorgängers auf Burgund übertragen und verband dieses 144 Jahre alte Königreich, das aus dem je-

zigen Delphinat, Provence, Savoyen, einem Theile der Schweiz und Bourgogne bestand, nach dem 1032 erfolgten Tode des letzten Königs Rudolph völlig mit dem deutschen Reiche. Als er nun zum zweiten Male aus Italien zurückkehrte, wo er für die Befestigung der deutschen Herrschaft gesorgt hatte, starb er plötzlich zu Utrecht am Podagra. Das Vaterland verlohr an ihm einen gerechten und edelmüthigen Fürsten. Der Herzog Misko von Böhmen wollte ihm einst den Herzog Micislav von Polen, der sich dessen Schutze anvertrauet hatte, verrätherischer Weise ausliefern, aber Konrad verwarf diesen Antrag mit Abscheu und deutscher Ehrlichkeit. Seine Gerechtigkeitsliebe kämpfte unermüdet, aber fast vergebens gegen den Geist der Zeit. Fehden, Gewaltthätigkeiten, Rauben und Plündern nahmen jetzt in Deutschland immer mehr zu.

Heinrich III. trat in die Fußstapfen seines Vaters und hatte noch den Vorzug, daß er Wissenschaften besaß, denn er war von seiner Mutter Gisela zum Bücherlesen angehalten worden. Deutschland stieg unter ihm zu einer glänzenden Höhe und zeigte, was die Nation vermögte, wenn sie unter einer weisen und kraftvollen Leitung vereinigt ist. Heinrich befestigte seine Herrschaft über Burgund, welches nach damaliger Sitte darin bestand, daß er große Lehen austheilte; er zwang Polen und Böhmen den verweiger-

ten Tribut zu entrichten, eroberte Ungarn bis an Stuhlweissenburg, ließ sich von dem, durch ihn auf den Thron gesetzten König Peter den Eid der Treue schwören und gab diesem Reiche deutsche Gesetze. In Italien zankten sich drei Päpste um den heiligen Stuhl. Endlich verglichen sie sich, die Einkünfte unter sich zu theilen, ihren Wollüsten nachzuhängen und sich nicht weiter um die Welt zu bekümmern. Dieses Triumvirat war zu schändlich, als daß es hätte lange bestehen können, zumal noch ein vierter hinzukam. Heinrich ließ sie alle auf der Kirchenversammlung zu Sutri absetzen und seinen Canzler, den Bischof Suidger von Bamberg, der den Namen Clemens II. annahm, wählen, mit welchem er den ottonischen Vertrag erneuerte, worüber er auch so strenge hielt, daß die Römer bei einer Erledigung des heiligen Stuhls nichts weiter zu thun wagten, als den Kaiser um die Gnade zu bitten, denselben wieder zu besetzen, wozu er gewöhnlich Deutsche wählte. Die Päpste selbst erschienen oft an seinem Hofe, um sich seiner Gewogenheit zu empfehlen. Seine Reichsstände nöthigte er zur treuen Ergebenheit, und schaltete mit den Grafschaften und Herzogthümmern nach Gutdünken. Cärnthen gab er 1047 dem Grafen Welf; das rheinische Herzogthum Franken zog er wieder unter die königliche Kammer, Schwaben schenkte er dem Pfalzgrafen Otto, den Konrad von Baiern setzte er ab und gab

dessen Herzogthum seiner Gemahlin Agnes. Daneben dachte er eifrig auf den Anbau und Aufnahme des Reichs. Zu seiner Zeit wurde die Anzahl der Städte und Dörfer sehr vermehrt, viele Wälder in Ackerfeld verwandelt und die darin noch befindlichen Ueberbleibsel des heidnischen Götzendienstes und Aberglaubens zerstört. Er erhob unter andern Goslar zu einer beträchtlichen Stadt und wählte sie zu seinem Lieblingsaufenthalte. Aber mitten in seiner rühmlichen Laufbahn riß ihn im 39sten Jahre seines Alters der Tod hin, viel zu früh für die Schritte, welche er that. — Hatte Heinrich von den Schwachheiten seines Zeitalters auch die, daß er seine Frömmelei zu weit trieb und daher nie seine Krone aufsetzte, als vorher gebeichtet und die Erlaubniß der Priester dazu erlangt zu haben, und daß er sogar sich einmal einer scharfen Leibeszüchtigung des Erzbischofs Hanno zu Cöln unterwerfen zu müssen geglaubt haben soll; so ist es doch auch gewiß, daß er viele Eigenschaften besaß, welche die wahre Größe eines Fürsten ausmachen. Er war standhaft in Gefahren, tapfer im Kriege, klug in der Wahl seiner Rathschläge, großmüthig und gütig. Aber seine weisen Entwürfe widersetzten sich den Leidenschaften seiner Zeitgenossen, besonders der Herrschsucht der Geistlichkeit und daher hat man ihm nicht die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche den Verdiensten des großen Mannes gebührt.

Heinrich IV.

Plötzlich stürzt die Kaisermacht von ihrer Höhe herab. Heinrich IV. war nur erst im 5ten Jahre, als er 1056. zu Cöln als Kaiser anerkannt wurde. Anfänglich führte seine Mutter die Vormundschaft und Erziehung; aber bald wurde ihr beides mit List und Gewalt entrissen, und nun gerieth der muntere, empfängliche Jüngling bald in die Hände des Erzbischofs Hanno von Cöln, bald in die Hände Adelberts, Erzbischofs von Bremen; wovon der erste rauh und ernsthaft den Geist seines Mündels niederdrückte, der andere fein und einschmeichelnd dessen Leidenschaften freien Zügel ließ. Beide waren nur darin einig, für sich und die gesammte Geistlichkeit Vortheile zu erzielen, und so wurde durch die fehlerhafte Erziehung der Grund zu dem Unglück des Monarchen gelegt. Kaum fing er an, die Zügel der Regierung zu ergreifen, so erhoben sich die Fürsten und der Papst, um sich alle die Freiheiten, welche ihnen des Kaisers großer Vater so billig und weise beschränkt hatte, wieder zuzueignen und noch zu vermehren. Und da Heinrich seine angeerbte Hohheit behaupten wollte, und um die Ruhestörer im Zaum zu halten verschiedene Festungen anlegte, machten erstere ein großes Bündniß gegen ihn; besonders zwangen ihn die Sachsen, seine Schlösser nieder zu reissen und ihre Landschaft zu verlassen.

Letztrer forderte ihn sogar zur Rechenschaft vor seinen Stuhl, besonders wegen der Verleihung geistlicher Pfründen, indem er den Kaiser beschuldigte, geistliche Aemter um Geld vergeben zu haben, und warf, da Heinrich gegen die ohne sein Vorwissen vorgegangene Wahl des stolzen Hildebrands, der jetzt unter dem Namen Gregor VII. auf Peters Stuhle Gottes Statthalter vorstellte, Beschwerden äussern zu müssen glaubte, den Bannstrahl auf ihn herab, wodurch der Kaiser auf einmal den Gehorsam seiner Unterthanen, die Liebe seiner Freunde, alle Menschenrechte verlohr und gleichsam für vogelfrei erklärt wurde. So herzhaft Heinrich sich anfänglich zeigte, die verschwornen Fürsten aus dem Felde schlug, und selbst den Papst durch eine Synode zu Worms absetzen wollte; so sah er sich doch genöthigt, da ihn Alles verließ, dem Strome zu weichen und sich zu Canossa dem römischen Oberpfaffen flehend zu Füßen zu werfen, wo er kaum durch die Fürbitte der schönen Freundin des Papstes, Mathild, Gnade erlangen konnte. Hierdurch noch nicht befriedigt, wiegelte der Papst die deutschen Fürsten auf, den Herzog von Schwaben, Rudolf, zum Gegenkaiser zu wählen. Dieß gab Heinrichen Gelegenheit, die Größe seines Muths zu zeigen. Er eilte zurück und schlug mit Hülfe des tapfern Gottfrieds von Bouillon und des elsaßischen Grafen Friedrich von Hohenstauffen, des

Stammvaters des Hohenstauffenschen Geschlechts, den Heinrich nachher seine Tochter Agnes und das Herzogthum Schwaben gab, seine Feinde, wo er sie fand. Rudolfen wurde in dem Treffen an der Elster die rechte Hand abgehauen. "Mir geschieht schon recht, rief er, als er mit dem Tode rang, aus; mit dieser Hand schwur ich dem Kaiser Treue, und nun habe ich damit das Schwerdt gegen ihn geführt!„ — Nachdem Heinrich auch seine übrigen Gegner in Deutschland zur Ruhe gezwungen hatte, ging er nach Italien, wo die reiche Gräfin Mathildis, ihr Gemahl Welf, der Papst, die Normannen und die lombardischen Städte darin einig waren, den Kaiser zu plündern, aber sich nur bei der Austheilung der Beute nicht vertragen konnten. Endlich ließ sich auch sein Sohn, Heinrich, verleiten, die Waffen gegen den unglücklichen Vater zu ergreifen, um den abermals über denselben ausgesprochenen päpstlichen Bannfluch aus Gehorsam gegen Gott und die Kirche zu vollziehen. Vater und Sohn rückten an der Spitze ihrer Anhänger gegen einander los; allein, als der Kaiser sich, um diesen unnatürlichen Kampf zu vermeiden, in Unterhandlungen einließ, war er hinterlistiger Weise vom Sohne in Verhaft genommen und beredet, die Reichskleinodien herauszugeben. Da er sich dessen weigerte, rissen einige Bischöfe ihm den Ornat vom Leibe; er wurde durch Ueberredung und Drohungen gezwungen, dem Reiche zu

entsagen und seine Freunde der Rache seiner Feinde Preis zu geben. — Nun hatte der rechtmäßige Beherrscher Deutschlands und Italiens im eigentlichen Sinne kein Brod. Demüthig flehete er den Sohn an, ihm eine Pfründe an der, ehmals von ihm so prächtig als reich ausgestatteten Kirche zu Worms zu verleihen, damit er nicht um Unterhalt und einen Ort, wo er sein Haupt niederlegen könne, zu betteln brauche. Aber taub blieben Sohn und Fürsten gegen die Bitten des Gebannten; nur die Bürger zu Cöln fühlten Mitleiden für den Unglücklichen und schützten ihn in ihren Mauern. Aus Verzweiflung grif er nochmals zum Schwerte und rief ausländische Fürsten um Beistand an; allein der Kummer endigte sein mit Leiden und Schmach erfülltes Leben 1106. Der Haß der Päpste ruhete auch nach seinem Tode noch nicht, denn sein, von den Priestern verfluchter Leichnam, mußte 5 Jahre unbegraben liegen.

Heinrich hatte Anlagen zum liebenswürdigen Fürsten. Er war wohlthätig, uneigennützig, dankbar, beredt und unerschrocken. Die schlechte Erziehung bildete diese Eigenschaften an ihm nicht aus, sondern ließ sie verwildern. Daher irrte er oft schnell von dem mit Klugheit gewählten Wege ab; oft war er zu streng, zu stolz, dann wieder zu gelinde und demüthig. Er verdient unsre Bewundrung, daß er sich so standhaft dem Papste widersetzte, und er würde ihn überwunden haben, wenn er nicht den mit

teuflischer Arglist und Bosheit ausgerüsteten Hildebrand, der es sich einmal vorgesetzt hatte, den päpstlichen Stuhl über alle Throne zu erheben und der in seinem Kopfe und in dem Geiste der Zeit, selbst in der Religion, ja im Himmel und in der Hölle, Mitleid genug fand, seinen ehrgeitzigen Plan auszuführen. Heinrich, der in manchem Stücke des damaligen Religionswesens richtiger dachte, als seine Zeitgenossen, erfuhr mehr, als einmal, daß die gröbsten Irrthümer, wenn sie herrschend geworden sind, weder durch die Vernunft, noch durch Gewalt auf einmal bezwungen werden können. Er konnte den Glauben, daß ein vom Papste Gebannter Gottes, der Menschen und des Lebens unwürdig sey, dem man Wort und Treue nicht zu halten gebrauche, nicht besiegen. Eben so wenig konnte er die bis zum Wahnsinn getriebene Neigung der Einwohner seines Reichs zu den damals zu des Papstes Vortheil erfundenen und eben darum von demselben auf das höchste begünstigten Kreutzzügen, an denen Heinrich gar keinen Gefallen hatte, dämpfen, sondern mußte es dulden, daß die Kreutzfahrer Deutschland mit Mord und Verwüstung anfüllten und die besten Kräfte des Vaterlandes nach Palästina schleppten. Ueberhaupt wurden diese Stürme und die Schwäche der Regierung von den Großen des Reichs, besonders von den Bischöfen und den übrigen Geistlichen aller Art benützt, und zum Theil erregt und unterhal-

ten, um sich in ihren Gütern und Leben festzusetzen, immer mehr an sich zu reissen, ihre Gewalt und Anmaßungen zu erweitern und so unabhängig und selbstherrisch zu seyn, als ihnen gefiel. Wie sehr das Reich hierunter litt, ist nicht zu beschreiben; es ist aber gewiß, daß der größte Theil seiner Verfassung und Schwäche aus dieser Periode entspringt. Die Nation wurde getheilt, die Nationalmacht der Deutschen zerstört. Die Polen und Ungarn riessen sich größtentheils von ihren Verbindlichkeiten los, die Großen Burgunds fanden ihren Vortheil, wenn sie sich an Frankreich hingen; in Italien dehnten die lombardischen Städte und die Normannen ihre Macht, die den Kaisern allemal gefährlich werden mußte, immer weiter aus.

Sobald Heinrich V sich auf den Throne festgesetzt hatte, nahm er seines verdammten Vaters Grundsätze an. Er wollte keines Weges eins der größten Vorrechte seiner Herrschaft, die Bischöfe zu berufen und zu belehnen, dem Papste abtreten. Um jedoch den Streit zum Ende zu bringen, lud er den Oberpriester nach Deutschland zu gütlichen Unterhandlungen ein, da er den Beistand seiner Fürsten zu haben glaubte. Allein Paschal merkte dieß und versammelte ein Concilium, wo er die Foderungen seiner Vorgänger in dieser Investitursache, worüber bisher schon viel Streit und Unglück entstanden, aber noch keine eigentliche Erklä-

rung gegeben war, vornehmlich dahin festsetzte: daß kein Geistlicher einem Weltlichen den Lehenseid leisten solle, weil die Kirche nicht zugeben könne, daß ein Geistlicher seine geweihete Hand in die blutigen Hände eines weltlichen Fürsten lege. Heinrich ließ gegen diesen Beschluß protestiren; "nicht auf fremden Boden, sagten seine Gesandten, sondern in Deutschland muß dieser Streit entschieden werden, oder zu Rom mit dem Schwerte," und setzte die Investitur mit Ring und Stab fort. Um seinen Verfahren destomehr Nachdruck geben zu können, bemühete er sich, das kaiserliche Ansehen im Reiche herzustellen; einige Große gewann er mit Güte, andere züchtigte er. Vornehmlich kamen ihm die großen Geldschätze, welche ihm seine Gemahlin Mathild, eine Tochter Heinrichs I. aus England zubrachte, hierbei zu Statten. Darauf gieng er 1110 an der Spitze eines starken Heers nach Italien, auch nahm er eine Anzahl von Gelehrten, um sich deren Rath und Rechtsgründe zu bedienen, mit. Nachdem er auf der ronkalischen Ebene den gewöhnlichen Reichstag gehalten und sich von den Großen Italiens den Huldigungseid hatte leisten lassen, rückte er auf Rom, den Sitz alles Unglücks, welches die Christenheit drückte, los. Der Papst that Vergleichungsvorschläge, wohl hauptsächlich in der Absicht, die Sache in die Länge zu ziehen und den Kaiser zu ermüden. Da zuckte ein Deutscher aus

des Kaisers Gefolge gegen den Papst und die Cardinäle sein Schwert mit diesen Worten: "Was macht ihr viel Wesens? Ihr sollt wissen, daß unser Herr gekrönt seyn muß, als seine Vorgänger!,, Und als der Papst sich dennoch ferner weigerte, ließ ihn der Kaiser, nach dem Ausspruche seiner Räthe, nebst den Cardinälen gefangen nehmen und einigen römischen Edelleuten vor dessen Augen die Köpfe abschlagen. Dieß machte Eindruck. Es wurde nun der Vertrag errichtet: daß die Wahl der Bischöfe frei seyn, diese aber vor der Einweihung sich von dem Kaiser durch Ring und Stab belehnen lassen sollten. Kaiser und Papst beschworen den Vergleich und nahmen zur Bestärkung das Abendmahl. Aber kaum war Heinrich nach Deutschland, wo unterdessen heftige Bewegungen entstanden, zurückgekehrt; so widerrief der treulose Papst und ließ den Kaiser durch französische Bischöfe excommuniciren. Die Deutschen weigerten sich, von ihm die Investitur anzunehmen, und indem sie eine unbeschränkte Kirchenfreiheit foderten, versagten sie ihm den Gehorsam. Anfangs zeigte Heinrich Muth, nahm den Maynzer gefangen, und fing an, da er sah, daß alles Unglück in Deutschland daraus entstand, daß die Großen, besonders die Bischöfe, so weitläuftige Güter an sich gebracht und dadurch Macht erworben hatten, Untersuchungen über den rechtmäßigen Besitz dieser Güter anzustellen, um

das Eigenthum der Lehnsleute von den Fiscalgütern, welche sie nach und nach an sich gerissen hatten, zu unterscheiden, letztere herauszufordern und jetzt erledigt werdende Lehen wieder unter die königliche Kammer zu ziehen. Aber es war zu spät. Die Fürsten verbanden sich, ihre erworbene Rechte zu behaupten. An ihrer Spitze stand der mächtige Herzog von Sachsen Lothar; Heinrich wurde aus dem Felde geschlagen, seine Schlösser wurden niedergerissen, seine Freunde unterdrückt und die benachbarten Nationen aufgereitzt, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Nun gerieth er fast in das Elend, worin er seinen Vater ehemals gestürzt hatte. Um sich zu retten, sah er kein Mittel, als nachzugeben. Auf dem Reichstage zu Worms 1122. unterzeichnete er endlich und der Legat des Papsts Calixti II eine Urkunde, worin festgesetzt wurde, daß die Wahlen der Prälaten und Bischöfe in Gegenwart des Kaisers, oder seiner Geschäftsträger, frei seyn, vom Papste die geistlichen Beneficien mit Einhändigung des Bischofsstabs, die weltlichen Regalien aber vom Kaiser mit Zustellung des Scepters übergeben werden sollten. — Durch diesen unglücklichen Vorgang wurde die Macht des Papsts im Reiche befestigt, und der Kaiser verlohr, da er nun die Bischöfe nicht mehr ernennen durfte, die stärkste Stütze seines Throns. Nun konnte er den weltlichen Großen kein Gleichgewicht entgegen stellen, er mußte ihre Macht und

Eigenthumsrechte anerkennen. Dadurch gieng auch zugleich der beste Theil des kaiserlichen Ansehens in Italien verlohren. Ueberall setzten sich nun die Großen in ihren Gütern fest; die ausländischen Lehnsträger riessen sich bald auch von der geschwächten deutschen Herrschaft los. Heinrich versuchte noch einmal zuletzt, die Vorrechte des Throns zu behaupten; aber er unterlag. Nach ihm hebt in Deutschland ein neues System an.

Schon die Wahl seines Nachfolgers war von den vorher gewöhnlichen sehr verschieden. Es versammleten sich zwar (1126) die Völkerschaften der Deutschen wieder auf dem Wahlfelde bei Maynz; allein es wurde, besonders auf den Antrieb des sich dabei auch jetzt eingefundenen päpstlichen Gesandten, ein Ausschuß von zehn Wahlfürsten ausgezogen, der in der Stadt Maynz bey verschlossenen Thüren seine Berathschlagungen hielt, nach Art der Papstwahl. Obgleich die beiden hohenstaufenschen Brüder, Friedrich, Herzog in Schwaben, und Konrad, Herzog von Franken, des verstorbenen Kaisers Schwestersöhne und Erben, der Verwandschaft wegen, Ansprüche auf die Krone machen zu können glaubten; so erkohren doch die Wahlfürsten, indem sie die Macht und Herrschsucht des salisch-fränkischen Hauses fürchteten, den Herzog von Sachsen Lothar. Als dieser sich mit thränenden Augen den Wählern flehend zu Füssen warf,

ihn

ihn mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen, hoben sie ihn mit Gewalt, da er sich aus allen Leibeskräften widersetzte und über Mißhandlung schrie, auf ihre Schultern, und trugen ihn, damit das Volk sähe, wie groß, männlich und ehrbar sein künftiger Oberherr sey, und nun seinen Beifall zurufen könne, im Lager herum. Zugleich schrieben sie ihm aber nicht nur eine gewisse Capitulation, wonach er sich in der Regierung richten sollte, vor, sondern sie fertigten auch eine Gesandschaft nach Rom ab, um die Einwilligung des Papstes einzuholen. — So änderten sich die Dinge! So entstanden wählende und bestimmende Fürsten! Und so unterwarfen die Deutschen, damit ihre Großen ihre eigene Herrschaft und die Erbfolge in ihren Gütern sich sichern mögten, die Bestätigung ihrer Königswahl dem römischen Bischofe!

Lothar war ein gebohrner edler Herr von Querfurth, Graf von Süpplingenburg und Arensberg. Er hatte vom K. Heinrich IV. für geleistete Dienste das Herzogthum in Sachsen nach dem Tode des letzten Billungs, Herzogs Magnus, 1106 erhalten und durch seine Gemahlin Richenze, die Güter, welche ihr Vater, Graf Heinrich der Fette zu Nordheim, an der Weser und um Braunschweig besaß, geerbt. Man wählte ihn, weil er sich vorher, um die Kirchen- und Fürsten-Freiheit zu vertheidigen, den Anmaßungen K. Heinrichs V. nachdrücklich widersetzt hatte, indem man hoffte, daß er auf dem Throne beide noch

mehr begünstigen würde. Aber seine Grundsätze mußten sich ändern, da er sah, daß die Krone, welche man ihm anvertrauet hatte, an allen Seiten so gewaltthätig zerrissen wurde. Er kämpfte, um theils seinen Gegner Konrad, der sich wirklich auch zum Könige in der Lombardei hatte krönen lassen, theils andre, sich gar zu viel anmaßende Große, im Zaume zu halten, und war so glücklich, in Deutschland die Ruhe, uud in Italien das kaiserliche Ansehen durch die Gewalt der Waffen, durch seine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe und dann auch durch seine Klugheit und zur rechten Zeit angebrachtes Nachgeben gegen Auswärtige, einiger Maßen herzustellen. Um mit desto größerm Nachdrucke wirken zu können, verschafte er sich den Beistand des mächtigen Herzogs von Baiern, Heinrichs, eines gebohrnen Welfen, dem er seine einzige Tochter und Erbin Gertrud zur Gemahlin gab und zugleich das Herzogthum Sachsen übertrug, wodurch die Größe des welfischen Hauses gegründet wurde. Den Geist seines Zeitalters konnte er aber dennoch nicht schwächen. Er mußte der herrschsüchtigen Geistlichkeit überall nachgeben und sich von dem Papste mit allen den demüthigenden Feierlichkeiten krönen lassen, welche bei seinen Vorgängern schon gebraucht waren. Die deutschen Könige waren schon gewohnt, den römischen Bischöfen und seiner Kirche, nicht nur Schutz, sondern auch Treue zu schwören, dem Papste die Füße zu küssen, ihm den Steigbügel zu halten, und die Kai-

serkrone von ihm, als wenn er sie wirklich ertheilen könnte, zu empfangen.

Wir sehen, daß bei diesen Veränderungen in der Verfassung Deutschlands, wobei die Nation nicht gewann, sondern an ihrer Freiheit und Würde sehr verlohr, Niemand thätiger und wirksamer war, als die Geistlichkeit in allen ihren zahlreichen Abstufungen. — Ursprünglich wurden die Bischöfe, nach Bonifacius Einrichtung, von der Synode, welche zu gewissen Zeiten gehalten wurde, gewählt, oder auch dem Könige zur Bestätigung vorgeschlagen. Ihr Amt sollte seyn, in gewissen, in den Grafschaften und Herzogthümern gelegenen Bezirken, die Aufsicht über die gemeine Geistlichkeit und das Religionswesen überhaupt zu führen, und die Einkünfte und Güter, welche zur Unterhaltung der Kirchen und des Gottesdienstes bestimmt waren, zu verwalten. Als sie nachher anfingen, Güter, die dem Reiche gehörten, zu erwerben, zog der König das Recht, sie einzusetzen, an sich und übte alle Gewalt des Landesherrn über sie aus. Jedoch verhielt es sich in diesem Stükke, wie bei der Verleihung der weltlichen Würden. Der schwächere und weniger gefürchtete Kaiser konnte seine Wahl nicht immer durchsetzen. In einigen Bisthümern maßten sich bald nicht nur die vornehmern Geistlichen, sondern auch der weltliche Adel und die Fürsten ein Recht an der Bischofswahl an. Oft mußte der

Kaiser nachgeben und konnte dann nichts weiter, als bestätigen. Schon im Anfange dieses Zeitraums gelangten die Bischöfe zu großem Ansehen welches besonders dadurch wuchs, daß sie in grossen Städten, bei prächtigen Kirchen wohnten. Die Ottonen trugen durch ihre übertriebene Freigebigkeit bei. Andre Kaiser erhoben darum die Bischöfe, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürsten zu haben. Bisweilen gelang dieses; allemal schlug es aber zur Vergrößerung der Geistlichkeit aus und vermehrte die Habsucht und den Stolz derselben. Unter den Erzbischöfen, welche über einen ungleich grössern Sprengel, als die Bischöfe, und selbst über eine gewisse Anzahl derselben, die Oberaufsicht führten, waren jetzt schon die zu Maynz, Cöln, Trier, Magdeburg und Bremen die wichtigsten. Sie verrichteten bei den Bischöfen die Consecration, und die ersten drei krönten auch den neuerwählten König. Der Maynzer, im Herzen Deutschlands, erhielt bald, als Nachfolger des grosen Bonifacius, hervorstechendes Ansehn und starken Einfluß auf die Königswahl und die Regierung des Reichs.

Unter diesen Bischöfen standen nicht nur die Pfarrer in den Städten und Dörfern, welche bei einem sehr mäßigen, oft kümmerlichen Unterhalte, die wichtigen Arbeiten der Volkslehrer betreiben mußten, sondern auch die Klöster mit ihren Pröpsten und Aebten. Daneben erhoben sich jezt auch die Domstifte. Sie entstanden anfänglich aus

Geistlichen, welche sich entschlossen, gemeinschaftlich bei einer Kirche zu wohnen, um darin den Gottesdienst zu besorgen, sich andern Uebungen der, damals vermeintlichen, Frömmigkeit zu widmen und auch öffentlichen Schulunterricht zu geben. Dieses regelmäßige Leben gab ihnen den Namen Canonici. Sie standen unter dem Bischofe und wurden von demselben unterhalten. Nachher suchten sie sich von dieser Aufsicht loszumachen und eigene Güter zu erwerben. Das letztere mußte in diesen, für die Geistlichkeit günstigen Zeiten wohl gelingen, das erstere fand aber Widerstand und wurde eine Quelle zerrüttender Fehden zwischen den Bischöfen und ihren Domstiften. Bei dem Anfange dieses Zeitraums fingen die Canonici in einigen Stiften schon an, die Gemeinschaft und das Regular-Leben aufzuheben. Ihr Probst erhielt neben dem Bischofe eine Art Gewalt in rechtlichen und öconomischen Sachen. Und so wie die Bischöfe mit ihren Gütern von der Gerichtsbarkeit der Grafen befreiet wurden; so suchten auch sie sich solche Exemtionen zu verschaffen und sich unabhängig zu machen. Anstatt den Zweck ihrer Stiftung zu verfolgen, dem Bischofe gehorsam zu seyn und den Unterricht der Jugend in den Domschulen zu besorgen, erwarben sie Land uud Leute, Vasallen und eigene Gerichtsbarkeit, theilten ihre Güter, so daß jeder Domherr für sich leben konnte, und wählten ihre Obere, Pröpste und Scholaster selbst. Ob zu dieser Zeit ihre Zahl schon geschlossen gewesen,

und wann und wie es zugegangen sey, daß sich auch Adeliche in diese Pfründen eindrängten, ist hier nicht auszumachen. Gewiß ist, daß die Domherren schon anfingen, ein ausschweifendes Leben zu führen, sich der Jagd und Fischerei zu ergeben. „Sie häufen, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, Schätze auf Schätze, Präbenden auf Präbenden, Aecker auf Aecker, bekümmern sich aber nicht um die Kirche, noch weniger um die armen Seelen.“ Sie und die Klöster wetteiferten, Güter auf jede Art zu erwerben. Die Leichtgläubigkeit und die Seelenangst der Laien wußten sie treflich zu benutzen; die Kreutzzüge krönten das Werk. Den Dienst an der Kirche ließen sie durch Miethlinge Vicarios, versehen, unterdessen sie dem Wohlleben und Müssiggange nachhingen.

Ueberhaupt wurden jetzt die Kirchengüter immer mehr ein wichtiger Gegenstand in der deutschen Verfassung. Ob sie gleich schon überflüßig hinreichten, die Gotteshäuser und Priester zu unterhalten, so daß selbst die Weltlichen anfingen, den dabei obwaltenden Unfug einzusehen und den Geistlichen das, was sie nicht mit dem besten Rechte an sich gebracht hatten, wieder abzunehmen trachteten; so war doch jetzt die wahre Aerndte der Diener der Religion auf der Erde. Es entstand gleichsam ein Wetteifer in Absicht des Gebens und Schenkens. Man gab Städte, Dörfer, ganze Provinzen, den Zehnten der Früchte aus großen Landschaften. Und damit diese Schenkungen den Kirchen, Klöstern, Stiften und Pfaf-

fen in Ewigkeit gesichert seyn mögten, wurden die Schenkungsbriefe mit Fluch und Bann gegen die, welche sie etwa antasten würden, versehen, die Einwilligung und Bestätigung des Kaisers, und, als man diese in der Folge nicht hinreichend hielt, des Papstes eingeholt. Indessen blieben diese Güter doch unter der Aufsicht der Kaiser und dem Reiche verbindlich. Die Besitzer derselben, Bischöfe, Stifte, Klöster, selbst die gemeine Geistlichkeit, mußten fortwährend die Abgaben und Pflichten leisten, welche darauf hafteten. Daher sah man diese geistlichen Herren damals oft in den Waffen bei den Kriegsheeren, wozu sie die auf den Gütern klebende Heersfolge verband.

Um sich aber diesen Dienst zu erleichtern, als auch zu ihrem Schutze, nahmen sie Kirchenvögte an. Anfänglich waren diese Vögte (Advocaten) Beamte der Kirchen, welche in ihrem Namen die Gerechtigkeitspflege verwalten und für die Einhebung der Einkünfte sorgen mußten. Dafür erhielten sie entweder einen Theil derselben, oder gewisse Lehne. Einige Kirchen warfen sich bei bedrängten Umständen mächtigen Schirmvögten in die Arme. Da auch diese Würde erblich, oder ein Familienleben wurde! so hatten in der Folge die Kirchen von ihren Vögten selbst vieles Ungemach zu erdulden, wo diese sich mehr Gewalt und Einfluß anmaßten.

Im Anfange dieses Zeitraums sprach man in in Deutschland überhaupt noch nicht so laut von

Kirchenfreiheit, als nachher, da durch die hierarchische Allgewalt des Papstes die Macht und Unabhängigkeit der Geistlichen einen höhern Schwung erhielt. Da erst wurde Kirchenfreiheit — ein Zauberwort, das man glauben, dem Alles gehorchen mußte, ohne es zu verstehen. Man hätte Unabhängigkeit der Deutschen in Religionssachen von auswärtigem Einfluße, sowohl des Papstes, als der Concilien, Freiheit der Religionsübung und Denkfreiheit darunter verstehen sollen. Aber die deutsche Geistlichkeit verstand darunter, Freiheit von der Gerichtsbarkeit der Grafen, Freiheit von den Lehnspflichten gegen den Kaiser, Freiheit sich zu erheben, sich zu bereichern wo und wie sie wollte. Der Papst verstand darunter unabhängige Papstwahl durch römische Geistliche, die Freiheit seine Herrschaft nach Gefallen zu vermehren, zu verschenken, was ihm nicht gehörte, zu bestätigen, was dessen nicht bedurfte, zu Boden zu treten, was seinem Zwecke im Wege stand; kurz, was nur irgend der Geistlichkeit zum Vortheile gereichte, mußte der Kirche und der Kirchenfreiheit zum Opfer gebracht werden.

Während die Geistlichen überall für diese Freiheit kämpften, wurden sie selbst Sclaven des römischen Bischofs. Dieser trachtete, sie völlig von sich allein abhängig zu machen, um durch sie die Welt zu beherrschen. Da bis jetzt noch viele Geistliche, besonders die Pfarrer, zu heirathen pflegten, welches ihnen weder durch ihre

Religion, noch durch ein allgemeines Gesetz verboten war, obgleich einige schon freiwillig, aus dem Wahne, daß der Ehestand ein Hinderniß der höhern christlichen Tugend sey, das ehelose Leben ihnen aber einen größern Schein von Heiligkeit verschaffe, sich der schönsten Pflicht entzogen hatten; so fing Gregor VII. an, allen Geistlichen den ehelosen Stand mit Gewalt aufzudringen, um sie gänzlich von der bürgerlichen Gesellschaft und aller Verbindung mit den weltlichen Regierungen zu trennen. Nirgends fand dieses tyrannische und unmenschliche Beginnen stärkern Widerstand, als bei den Deutschen. Auf den Synoden zu Erfurt und Maynz erklärten die Pfarrer den Papst für den Antichrist und einen Ketzer, und bewiesen ihre Freiheit in Ansehung des ehelichen Standes aus der heiligen Schrift. Viele wollten lieber ihre Priesterschaft, als ihre Gattinnen verlieren; „Da sie Menschen wären, versetzten sie: so möge der Papst sorgen, wie er Engel an ihrer Stelle herbeischaffe." Allein der Kampf dieser guten Leute war zu schwach gegen die fürchterliche Uebermacht des römischen Stuhls. Sie unterlagen endlich, und mußten ihre Menschenrechte der auf Aberglauben und Bosheit gegründeten Herrschsucht aufopfern.

Begebenheiten der Deutschen unter den schwäbisch-hohenstauffenschen Kaisern.

Weil die Fürsten meinten, daß Lothar der Sachse die kaiserliche Gewalt wieder zu weit ausgedehnt habe, und da sie die durch ihn zu sehr erhöhete Macht seines Hauses, an dessen Spitze sein Schwiegersohn und Erbe, der Herzog von Baiern und Sachsen, Heinrich aus dem welfischen Stamme, stand, fürchteten; so giengen sie von demselben ab und hoben den Herzog von Franken Konrad, aus dem schwäbischen Geschlechte Hohenstauffen (Stauffen) auf den Thron. 1138. Hierdurch entstanden zwei große Partheien, die sächsisch-baiersche, oder welfische, und die kaiserliche, von dem schwäbischen Orte Waiblingen, das zu den Stammgütern der Stauffen gehörte, die gibellinische, besonders nach italischer Aussprache genannt, welche Deutschland theilten und auf lange Zeit zerrütteten. Die letztere suchte hauptsächlich die Erbfolge und Alleinherrschaft der Kaiser aus dem stauffenschen Geschlechte über Deutschland und Italien zu erringen, die erstere wollte ihr aber, unter

dem Vorwande, die deutsche Freiheit zu bewahren, entgegen wirken, und sich vielmehr selbst erheben, und nie hat in Deutschland der politische Partheigeist im Fürstenschlosse sowol, als in der Hütte des Landmanns ärger gewüthet. — Heinrich widersetzte sich aus allen Kräften der Wahl Konrads und hielt, da er selbst Anspruch auf die Krone machte, die Kleinode zurück. Aber die Fürsten scheueten den stolzen Mann, sie erklärten ihn in die Acht, wodurch er der vom Reiche inhabenden Würden und Länder verlustig wurde. Er starb während des Kampfs und hinterließ einen minderjährigen Sohn, den nachher so berühmt und mächtig gewordenen Heinrich den Löwen. Sein Bruder Welf setzte zwar den Streit fort, um für den jungen Heinrich die väterlichen Güter zu behaupten, wurde aber vom Kaiser geschlagen und in Weinsberg belagert, wo ihn kaum die List und Treue seiner Gemahlin rettete.

Unterdessen schien sich in Italien ein neues Schauspiel eröfnen zu wollen. Die Römer, der Herrschaft des Papstes müde, faßten den Vorsatz, ihre ehemalige Verfassung herzustellen. Sie vertrieben den Papst und luden Konraden ein, bei ihnen seine Residenz zu nehmen und sein kaiserliches Recht auszuüben. Der Kaiser kannte aber schon die Schwäche und den Wankelmuth dieser Römlinge. Er ließ sich hingegen in eine Angelegenheit verwickeln, die ihm und der Christenheit, deren Haupt und Beschützer er seyn sollte, wichtiger schien.

Etwa funfzig Jahre vorher hatten die abendländischen Christen, auf Antrieb des Papstes, vornehmlich gerührt durch die Erzählungen des Einsiedlers Peter von den Bedrückungen und Gefahren, welche die Pilgrimme auf ihren Wallfahrten nach Jerusalem dulden mußten, unternommen, das sogenannte heilige Land seinen jezigen Besitzern, den seldschiukischen Türken und Arabern wieder zu entreißen, damit die Wallfahrer freien Zugang nach Jerusalem hätten und die heiligen Oerter nicht in den Händen der Ungläubigen blieben. Es eilten sogleich aus allen Ländern Europa's unzählbare Schaaren, die mit einem Kreutze auf der Schulter bezeichnet waren, dahin. Diese Kreutzfahrer fingen ihren Haß gegen die angeblichen Christenfeinde dadurch zu beweisen an, daß sie in Deutschland eine Menge Juden beraubten und ermordeten. Obgleich diese ohne Anordnung und geschickte Anführung zusammengelauffenen Schwärme größtentheils auf dem Wege durch Hunger, Elend und feindliche Angriffe zu Grunde giengen, so eroberte doch der tapfere Ritter Gottfried von Bouillon Jerusalem (1099) und stiftete daselbst ein christliches Königreich, worinn aber auch sogleich die europäische Lehnsverfassung mit allen ihren Mängeln eingeführt wurde und das daher im beständigen Kampfe mit sich selbst und auch mit den angrenzenden Völkern blieb. Der Kaiser Konrad empfand anfänglich keine Neigung zu einem solchen Kreutzzuge, da er bei der in seiner Jugend

nach Palästina gemachten Wallfahrt (denn es war nun herrschende Meinung, daß jeder Christ in seinem Leben wenigstens einmal dorthin wallen, die Steine des angeblichen Grabes Christi und den Berg Tabor küssen, zugleich aber auch die dasige Geistlichkeit reichlich beschenken müsse, wenn er Vergebung seiner Sünden und Eingang zu den Heiligen des Himmels erlangen wolle) genug bemerkt hatte, daß wegen des zügellosen Lebens der Kreutzfahrer, wegen der Uneinigkeit und des innerlichen Kampfes der verschiedenen Partheien in Jerusalem, der Vasallen, der Geistlichkeit und der Ordensleute gegen die Macht der auswärtigen Feinde nichts ausgerichtet werden könne. Als aber jetzt Jerusalem selbst durch den Sultan Sanguin von Aleppo bedrohet wurde, gerieth die ganze Christenheit abermals in Bewegung. Papst Eugen III. bediente sich nun wegen seiner Wundergaben und Heiligkeit in ungemeiner Verehrung stehenden Abts von Clairvaux Bernhard, das Kreuz predigen zu lassen. Dieser Schwärmer setzte, indem er das Ende der Welt ankündigte, durch seine Ueberredungen die herbeiströmenden Zuhörer in solche Furcht und Hitze, daß er sogar einmal nicht Kreutze genug hatte, dem Volke aufzuheften, sondern seine Kleider zu diesem Behuf zerreißen mußte. Durch seine Predigt zu Speier wurde denn auch Konrad endlich gerührt. Sogleich überreichte ihm Bernhard die geweihete Fahne vom Altare, um damit gegen die Ungläubigen zu ziehen. Nun geschahen unermäßliche Zu-

Zurüstungen. Alle andre Kriege und Fehden wurden eingestellt, so gar liessen sich die Deutschen gefallen, daß ihnen das Waffentragen verboten wurde, damit diese heilige Unternehmung nur nicht gestört würde. In dem Heere befanden sich über siebenzigtausend bepanzerte Streiter und wo der Zug durchging, strömten noch unzählbare Schaaren hinzu. Konnte auch der Räuber und Mörder seiner Strafe leichter entgehn, der Schuldner schneller bezahlen, als wenn er nach Palästina zog? Konnte ein Kloster sich leichter eines ergiebigen Zehntens, dieser Pfaff sich behender jenes schönen Ackers bemächtigen, als wenn dem Besitzer das Kreutz aufgeheftet wurde und man allenfalls für ihn unterdessen zu beten versprach? Deutsche von jedem Alter und Stande verließen ihren Heerd und ihr Liebstes, um das allen Christen gemeinschaftliche Erbe zu retten. Dennoch begleitete sie auch dieses Mal das Glück nicht, weil kein fester Plan gemacht und befolgt wurde. Man sorgte nicht einmal für den nöthigen Unterhalt. Das Heer litt schon merklich in den ungerischen Steppen von den herumschwärmenden Bulgaren angegriffen, aber jenseits Constantinopel schmolz es, theils durch die Treulosigkeit der Griechen, welche, da sie nicht gern sahen, daß sich die Abendländer in Asien festsetzten, ihm vergiftetes Brodt und falsche Münze gaben, theils durch die Anfälle der Türken, vornehmlich aber durch die Beschwerlichkeiten des Weges und des ungewohnten Himmelstrichs der-

maßen zusammen, daß Konrad mit den übrig-gebliebenen Häuflein ans Meer umkehren und zu Schiffe nach Palästina überfahren mußte. Hier wurde nun wegen der Uneinigkeiten, welche die Kreutzfahrer aus ihrem Vaterlande mitbrachten und fortsetzten, fast nichts ausgerichtet. Konrad ging zurück und starb bald nachher. Deutschland hatte von diesen Zügen nur jetzt den Vortheil, daß es von einer Menge Krieger, Ritter und Edelleute die sich sonst aufs Rauben und Fehden würden gelegt haben und dadurch der Nation zur Last, der Aufnahme der Handlung und der Gewerbe hinderlich gewesen wäre, auf eine Zeit befreiet wurde. Entsetzlich waren aber die Zerrüttungen, welche in den Familien und Gütern dadurch entstanden. Gewöhnlich beerbten die Geistlichen die umgekommenen Kreutzfahrer, und trösteten das Volk, wenn es über den unglücklichen Ausgang so frommer Unternehmungen, die doch nach seiner Meinung vom Himmel besonders begünstiget zu werden verdienten, betroffen wurde, damit, daß die Kreutzzüge, wenn sie nicht zur zeitlichen Wohlfahrt ausfielen, desto-mehr zum Seelenheile gereichten. —

Deutschland kam wirklich in Gefahr, durch diese ausländischen Unternehmungen, den dadurch in seinem Innern veranlaßten Verwirrungen entvölkert und zertrümmert zu werden, jetzt schon völlig unter die Herrschaft der Geistlichkeit zu gerathen und in seine vorige Wildheit zurückzustür-

zen, wenn nicht nach Konrads Tode (1152) dessen Brudersſohn Friedrich, Herzog von Schwaben, der unter den Kaisern den Namen Friedrich der Erste und auch der Rothbart führt, ein Mann von großen Fähigkeiten, zur Regierung gelangt wäre, die er auch beinahe 40 Jahre mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit und Muthe zur Behauptung des Ansehns des Reichs und der Würde der Nation so führte, daß er mit Recht den Namen: Vater des Vaterlandes verdiente. Glücklicher Weise war er mit den beiden Partheien, den Gibellinen und Welfen, welche Deutschland entzweieten, verwandt und daher gelang es ihm, unter ihnen 1156 einen Vergleich zu stiften, wodurch der Welf, Heinrich der Löwe von Sachsen sein väterliches Herzogthum in Baiern wieder erhielt, wovon jedoch die Markgrafschaft Oesterreich getrennt und zu einem Herzogthume mit sehr begünstigenden Vorrechten erhoben wurde. Friedrich behauptete auch nicht nur die Lehnsherrschaft der Deutschen über Dännemark und Polen, sondern er fing auch an seine Kaiserrechte bei den Bischofswahlen wieder auszuüben, Bischöfe und Aebte einzusetzen, oder wenn sie ihre Pflichten nicht erfüllten, abzusetzen und gebot den päpstlichen Gesandten, welche ihn darin hindern wollten, den deutschen Boden zu räumen. Den Papst selbst nöthigte er, die Behauptung: daß die deutschen Könige das Reich als ein Lehn vom römischen Stuhle empfangen müßten, worüber der Pfalzgraf

Otto, welcher dem Kaiser das entblößte Schwert vortrug, dem päpstlichen Legaten den Kopf spalten wollte, zu widerrufen. Und ungeachtet ein folgender Papst den Kaiser mit dem Banne belegte und dessen Unterthanen vom Eide lossprach, so fuhr er doch standhaft fort, die Herrschaft der Deutschen in Italien, wo jetzt die Normänner das Königreich Sicilien unter der Begünstigung des römischen Hofes errichtet hatten, wo die Päpste sich zu Herren Roms und der umliegenden Länder zu machen, und wo die durch Handel und Bündnisse reichen und mächtigen Städte in der Lombardei völlig unabhängig zu werden trachteten, wieder herzustellen. Er verrichtete verschiedene Züge dahin so glüklich, daß er seinen Zweck beinahe erreichte. Er eroberte das stolze Mailand, dessen unbiegsame Einwohner sich genöthigt sahen, mit Stricken am Halse und Schwertern auf dem Rücken, demüthig sich ihm zu Füßen zu werfen; auch legte er in Rom eine deutsche Besazzung. Auch da noch, als Italien, das Grab fremder Völker, durch seine Seuchen das Heer Friedrichs aufrieb, und die Deutschen, theils aus Abscheu vor diesen so oft vergeblichen und gefährlichen Zügen, theils aus Furcht und Ergebenheit gegen den Papst, ihn nicht mehr gehörig unterstützten, und als er nach dem unglücklichen Gefechte bei Lignano viele errungene Vortheile zwar wieder aufgeben mußte, und sich genöthigt sah, den von ihm verworfenen Papst Alexander III. anzuerkennen und demselben auf dem Markte zu Venedig

die Füsse zu küssen, behauptete er dennoch seine Würde und eine nicht geringe Gewalt über die Lombardei. — Weil ihn Heinrich der Löwe, der mächtigste deutsche Fürst, dessen Besitzungen sich von Italien aus bis an die Ostsee erstreckten, vornehmlich zulezt in diesem Kampfe und in diesen Gefahren, selbst da er ihn fußfällig um Beistand anflehte, verlassen, und unterdessen nur an eigener Vergrößerung gearbeitet, dadurch aber auch die Eifersucht seiner Mitfürsten aufs Höchste gereitzt hatte; so nahm sich Friedrich vor, denselben destomehr zu erniedrigen. Nach verschiedenen Tagefahrten, wo viele Fürsten, besonders geistlichen Standes, deren eingebildete Hoheit Heinrich nicht sehr achtete, sondern in seinen eroberten wendischen Staaten selbst Bischöfe ein- und absetzte, die bittersten Beschwerden gegen den Herzog anbrachten, und als derselbe nicht erschien, um sich zu verantworten, sondern fortfuhr, mit Löwenmuthe gegen seine Gegner zu kämpfen, wurde er 1180 in die Reichsacht, der Herzogthümer Sachsen und Baiern verlustig erklärt und verurtheilt, auf drei Jahre den deutschen Boden zu verlassen Er gieng nach England zu seinem Schwiegervater, König Heinrich II., wo sein Sohn Wilhelm, der Stammvater des jetzt blühenden braunschweigischen Hauses in dem Schatten des Throns gebohren wurde, den seine Nachkommen ruhmvoll besitzen. Ihm wurden nur seine mütterlichen Erbgüter, Braunschweig und Lüneburg gelassen, in seinen übrigen Ländern und

Würden theilten sich die Nachbaren; die blühendsten Städte seiner Herrschaft Regensburg und Lübeck wurden zu Kaisersstädten gemacht, und so wurde das welfische Haus von seiner drohenden Höhe hinabgestürzt.

Ueberhaupt beeiferte sich Friedrich Deutschlands Verfassung und Ruhe zu befestigen. Zu diesem Ende verpflichtete er nicht nur die Stände zur Haltung des Landfriedens, gab Verordnung zur Dämpfung des Fehdegeistes, zerstörte eine Menge Schlösser des räuberischen Adels und wachte für die Ausübung der vorhandenen Gesetze, sondern begünstigte und beförderte auch bei den Deutschen das Erlernen der römischen Rechtswissenschaft, welche um diese Zeit in Italien aus der Vergessenheit wieder hervorgezogen war, die auch, ob sie gleich zum Theil aus Spitzfündigkeiten bestand und wenig auf die Verfassung und Denkungsart der Deutschen paßte, doch den herrschenden Hang zu Gewaltthätigkeiten bändigen und die Nation an sanftere Gefühle gewöhnen half. Unter seinem Schutze giengen nun schon junge Deutsche nach Italien, um zu Bologna zu studiren. Gelehrte und Künstler aller Art wurden von ihm geachtet und an seinem Hofe gern aufgenommen. Besonders liebte er deutsche Dichter. Aufgemuntert durch ihn, da er selbst in der Dichtkunst und in schriftlichen Aufsätzen in deutscher Sprache Versuche machte, fingen nun die Deutschen, besonders die Schwaben, des Kaisers Landsleute, wieder an, ihre Mutter-

sprache zu schätzen, zu reden und zu schreiben. Sie ahmten in ihren ersten Versuchen vornehmlich den Franzosen nach. Liebe und Krieg, besonders jener in der Liebe, Tapferkeit und Tugend schwärmerische Rittergeist, waren die Gegenstände ihrer Lieder; daher sie auch den Namen Minnesinger bekamen und sich vorzüglich in der Gesellschaft der Ritter aufhielten

Noch in seinem siebenzigsten Jahre ließ sich Friedrich zu einem Kreutzzuge bewegen, um dem Königreiche Jerusalem, dem jetzt von dem ägyptischen Sultan Salatin der Untergang gedrohet wurde, wieder aufzuhelfen. Er machte wirklich vortrefliche Anstalten, auch diese Unternehmung glücklicher auszuführen, als seine Vorgänger. Es durfte Niemand mitgehn, der nicht drei Mark baaren Geldes bei sich hatte; er sorgte für Lebensmittel, und verschafte sich freien Durchzug durch das Gebiet der Türken in Kleinasien. An der Spitze von 150,000 Mann drang er, indem er alle von Seiten der Griechen erregte Hindernisse überwand, bis in Armenien vor, wo aber der heldenmüthige Fürst, als er sich durch das Baden in einem Flusse erquickte, sein thatenreiches und wohlthätiges Leben verlohr.

Heinrich VI

sein Sohn, folgte ihm auf dem Kaiserthrone, und brachte auch das Königreich Sicilien durch seine Gemahlin Constantia, einzige Tochter und Erbin des letzten Sicilianischen Königs Wilhelm aus

den normanischen Geschlechte, erblich an sich. Jedoch konnte er nur nach vielem Kampfe zum Besitz dieses Reichs gelangen. Besonders war ihm der Papst, der jetzt selbst sich eine gewisse Herrschaft über dasselbe anmaßte und in Italien den Herrn allein spielen wollte, daher die Vereinigung Siciliens mit Deutschland seinen herrschsüchtigen Absichten sehr hinderlich fand, entgegen. Heinrich mußte oft große Strenge anwenden, um sich dort zu behaupten, wodurch er sich den Namen des Grausamen zuzog. Verschiedene vorhergehende Kaiser haben sich durch Gewalt über Deutschland souverain machen wollen, Heinrich versuchte es durch Unterhandlung. Auf dem Reichstage zu Worms 1196 that er den versammelten Ständen den Vorschlag, daß er sein Erbreich Sicilien völlig mit Deutschland vereinigen wolle, wenn die Deutschen seinem Hause die Erbfolge zugeständen. Da aber Heinrichs Besitz jenes Landes selbst noch schwankend und den Fürsten die Erhaltung ihrer Freiheit zu theuer war, so kam das Vorhaben nicht zu Stande.

Weil bei seinem Tode sein Sohn Friedrich noch unmündig war; so übernahm sein Bruder Philipp die Vormundschaft nebst der Regierung der hohenstauffenschen Länder und ließ sich auch zum deutschen Könige wählen, damit die Krone nicht in fremde Hände käme. Aber jetzt schien es dem päpstlichen Stuhle, auf dem Innozenz III, einer der schlauesten und kühnsten Päpste saß, die rechte Zeit, das verhaßte hohen-

stauffensche Haus zu stürzen. Auf seinen Antrieb wählten einige Fürsten einen Welfen, den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, zum Kaiser. Beide demüthigten sich vor dem Papste, der sich auch bald zum Richter aufwarf und Philippen mit dem Banne belegte. Das Vaterland wurde über zehn Jahre durch den Kampf dieser beiden Nebenbuhler in seinem Innern mit allen den Greueln, welche aus dem vergifteten Boden eines Bürgerkrieges hervorwachsen, zerrüttet und verwüstet, bis endlich Philipp meuchelmörderischer Weise von dem Grafen Otto von Wittelsbach getödtet wurde. 1208.

Als nun Otto IV. zum Besitz des Throns gelangte, war er kühn genug, nach dem Beispiele seiner Vorfahren aus dem sächsischen Geschlechte, das kaiserliche Ansehn gegen den Papst herstellen zu wollen. Er behauptete freimüthig, daß der deutsche König das Recht habe, die geistlichen Aemter in seinem Reiche mit ihm gefälligen und tauglichen Personen zu besetzen, die Einkünfte während der Vakanz zu genießen, die Allodien der Bischöfe zu erben, und dann endlich auch die mathildischen Güter in Italien wieder an das Reich zu ziehen. Da aber diese Sätze den Absichten des Papstes, der während des gedachten Kronstreits besonders seine Herrschaft über die Stadt Rom, wo bisher die deutschen Könige noch immer eine gewisse Gerichtsbarkeit ausübten, befestiget und verschiedene Landschaften in mittlern Italien, woraus mit der Zeit der Kirchen-

staat, oder das weltliche Fürstenthum der Päpste gebildet ist, unter seine Botmäßigkeit gerissen hatte, entgegen waren; da die deutsche Geistlichkeit lediglich dem römischen Stuhle verbindlich seyn sollte, so warf Innozenz nicht nur den Bannstrahl gegen den Kaiser, sondern veranstaltete es auch, daß ein Theil der deutschen Fürsten K. Heinrichs VI Sohn, den jungen Erbkönig von Sicilien, Friedrich zum Gegenkaiser wählte. Dieser suchte auch sogleich des Throns seiner Väter sich zu versichern, und zu dem Ende, die deutschen Fürsten durch Geld aus seinen sicilianischen Schätzen, vorzüglich aber auch durch Ertheilung und Versprechung großer Freiheiten von Seiten des Reichs, und durch Beschenkung mit königlichen Kammergütern, auf seine Seite zu ziehen. Otto mußte nun aus Italien, wo er nicht unglücklich gegen die Anhänger des Papstes und gegen die Feinde der deutschen Herrschaft gekämpft hatte, zurückeilen. Er fand Deutschland in der heftigsten Gährung. Die Parthei seines Gegners vermehrte sich täglich. Schon brach in vielen Gegenden der Bürgerkrieg abermals aus. Vielleicht hätte sich Otto dennoch behaupten können, da ihm seine Sachsen treu blieben und es ihm nicht an Tapferkeit fehlte; aber er ließ sich unglücklicher Weise in ein Bündniß mit England gegen Frankreich ein. Die Könige dieser Reiche wollten sich wechselseitig ihre Kronen rauben und ihre Völker zu Grunde richten. Etwa hundert und zwanzig Jahre zuvor hatte ein französischer Vasall, Wilhelm, Her-

zog in der Normandie, als glücklicher Eroberer sich des englischen Throns bemächtigt, nachdem er den Besitzer desselben erschlagen hatte. Daneben suchte er und seine Nachkommenschaft die Besitzungen in Frankreich nicht nur beizubehalten, sondern auch noch zu vergrößern. Die französischen Könige trachteten aber, diese ihrem Reiche gefährliche Nachbarschaft zu vernichten; und machten auch selbst Ansprüche auf England. Hieraus entstand der Krieg, welcher bis in das funfzehnte Jahrhundert fast ununterbrochen zwischen England und Frankreich geführt wurde und einen unversöhnlichen Haß zwischen beiden Nationen erzeugte. — Jetzt hatte Philipp August von Frankreich die Engländer aus der Normandie vertrieben. Er wollte nun seinen Sohn Ludwig, auf den englischen Thron setzen. Friedrich von Sicilien verschafte sich die Gunst des mächtigen Frankreichs, um die deutsche Kaiserkrone zu erlangen; Otto trat hingegen auf die Seite seines Vetters, des Königs Johann von England; um sie zu behaupten, auch um sich an Philipp August, der ihn persönlich verachtet hatte, zu rächen und gegen ihn die Herrschaft der Engländer in Frankreich wieder herstellen zu helfen. Er warb sogar für englisches Gold ein deutsches Kriegsheer und führte es, den Engländern zur Hülfe nach Flandern, wo sich die Franzosen bei dem Dorfe Boivines ohnfern Dornick gelagert hatten. Hier sollte der Besitz der schönsten Kronen Europa's entschieden werden. Es

wurde die merkwürdigste Schlacht dieses Jahrhunderts geliefert. Man erblickt hier die Kriegskunst und Rüstungsart der damaligen Zeit in ihrem ganzen Wesen. Die Feldherren und Großen waren gleichsam in Stahl und Eisen eingemauert. Ein Graf war besser bewaffnet als ein Ritter; der Ritter besser, als ein Reuter; dieser besser als ein Fußknecht, der fast ganz ohne Vertheidigungswaffen war. Jeder Graf und Vasall hatte den Haufen seiner Lehnsleute und Knechte besonders um sich her. Und so kämpften sie Mann gegen Mann. Die beiderseitigen Streiter strengten alle ihre Kräfte an, da sie ihre Nationalehre aufs Spiel gesetzt glaubten. Das verbundene Heer war in drei Haufen getheilt. Die Engländer und Flandrer, welche den ersten ausmachten, und die Brabanter, woraus der zweite bestand, wurden von den Franzosen beim ersten Angriff geworfen und zerstreut. Nun mußte Otto mit seinen Deutschen allein gegen die ganze französische Macht kämpfen. Der König von Frankreich wurde vom Pferde geworfen und man ritt über ihn weg; aber seine Rüstung war so undurchdringlich, daß man nicht dazu kommen konnte, ihn umzubringen. Der Kaiser gerieth fast in die nehmliche Gefahr, als er an der Spitze seiner deutschen Ritter tief in den Feind hineindrang und weidlich um sich stach. Beide Monarchen hatten besonders gewisse Leute bestellt, die dem Gegner nach der Gurgel trachten sollten. Endlich entschied die Uebermacht und Gewandheit

der französischen Reuterei den Streit. Otto entkam kaum der Gefangenschaft. Die Seinigen wurden getrennt und niedergehauen. Die Niederlage war vollkommen. Viele deutsche Fürsten, Grafen und Ritter wurden gefangen und mit Ketten gefesselt nach Frankreich geführt. Otto's kaiserliche Fahne, die aus einem Mastbaume, auf welchem oben ein Adler schwebte, bestand, und der auf einem Schlitten, der einem Schiffe glich, von Ochsen gezogen wurde, fiel den Franzosen in die Hände, welche sie an Friedrich von Sicilien auslieferten. Nach dieser unglücklichen Begebenheit konnte sich Otto nicht wieder erholen. Man machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er Deutsche um fremden Sold verkauft habe. Er verlohr die Zuneigung der Nation und zog sich in seine Erbstaaten zurück, wo er zu Harzburg unter der Bezeugung einer großen Reue sein Leben endigte, welches, da es beständig mit Unruhe und Kampf verknüpft gewesen war, für das Wohl Deutschlands keine Früchte tragen konnte.

Friedrich II. welcher nun (1218) zum völligen Besitz der Kaiserkrone kam, hatte alle Fähigkeiten, die von seinem Großvater angefangenen Entwürfe auszuführen, und die Deutschen endlich einmal in einen ruhigern und blühendern Zustand zu versetzen. Er schätzte nicht nur Wissenschaften und Künste, sondern bearbeitete sie auch selbst nicht ohne Erfolg. Er verstand und redete fast alle europäische Sprachen. Es fehlte ihm so wenig an Klugheit, Unternehmungen zu entwerfen, als an Muth und Standhaftigkeit, sie

auszuführen, und sein Leben beweist, daß ihm die Mittel, wodurch die Ruhe und das Ansehn seiner Reiche, die Wohlfahrt und Aufklärung der Völker befördert werden könnten, bekannt waren. Aber eben diese Eigenschaften des Kaisers und sein Besitz von Sicilien machten ihn den Päpsten, welche keinen Selbstdenker auf dem Throne dulden wollten, verhaßt. Um ihn zu schwächen, oder um ihn gänzlich aufzuopfern, hatte man ihn zu Rom zu einem Kreutzzuge verpflichtet. Da Friedrich aber bald einsah, wie verderblich und unnütz diese Züge waren, daß hingegen seine Gegenwart in seinen Staaten nothwendiger sey, so verschob er denselben. Er suchte hingegen nicht nur in Deutschland kräftige Vorkehrungen zur Erhaltung des Landfriedens, der öffentlichen Sicherheit und zu einer bessern Gerechtigskeitspflege zu treffen, sondern auch den Italiänern diese Wohlthaten angedeihen zu lassen. Um das letztere zu erreichen, schien es ihm nothwendig, das kaiserliche Ansehn daselbst, besonders über Rom, die Quelle des Unheils, das die Ruhe der Nation vergiftete, wieder herzustellen. Dieses reitzte aber den päbstlichen Stuhl gegen ihn. Honorius machte nicht nur mit verschiedenen italiänischen Städten, z. B. Mailand, Bologna, Mantua, Turin, Vincenza ein enges Trutzbündniß gegen den Kaiser, sondern wollte ihn auch nun durch die Androhung des Banns zum Kreutzzuge zwingen. Hierdurch wurde ein heftiger Federkrieg, der erste dieser Art, welcher zwischen großen Herren geführt ist, veranlaßt. Friedrich ließ

durch seine deutschen Gelehrtren die Mängel und Schandthaten des römischen Hofes aufdecken, wodurch schon damals vielen Leuten die Augen über die Verfassung des Religionswesen und der Priesterschaft geöffnet wurden. Dadurch beförderte er aber noch mehr den Bannstrahl gegen sich. Und ob er gleich endlich doch nach Pallästina ging, daselbst, wider den Wunsch des Papstes, glücklich stritt und den Christen dort nicht unwichtige Vortheile verschafte, verfolgte ihn doch die Wirkung des Banns dahin. Was er, als ein von der Kirche Verfluchter und Ausgeworfener, that, sollte nicht gelten, den christlichen Rittern wurde verboten, unter ihm zu fechten, er selbst sollte den Sarazenen verrathen werden. Als er zurückkehrte, sah er sich sogar gezwungen, sich mit vielen Aufopferungen, unter andern durch Erlegung von 120,000 Unzen Gold vom Banne loszukaufen. Darauf grif er aber, die gegen ihn verbündeten päpstlichen Anhänger, welche man, weil sie mit einem Schlüssel, dem Zeichen der päpstlichen Gewalt, bezeichnet waren, Schlüsselsoldaten nannte, an, schlug sie, eroberte Mailand und Sardinien und ging dann auf Rom los. Nun ließ der Papst gegen ihn, als gegen einen Feind der Kirche und des Glaubens in Deutschland und Italien das Kreutz predigen, erklärte ihn seiner Würden verlustig, ließ durch einige geistliche Fürsten den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspo, zum Gegenkaiser wählen, und verleitete sogar Friedrichs Sohn,

Heinrich, zur Untreue und zum Aufruhr gegen den Vater. Jetzt sah man Deutsche, verblendet durch den Aberglauben und ihre Priester, mit dem Kreuze bezeichnet, gegen ihren rechtmäßigen König zu Felde ziehen und ihr Vaterland auf das grausamste verwüsten und zerrütten. Friedrich bewies aber bei diesen Verfolgungen seine angebohrne Standhaftigkeit; er gab damals allen Christen ein Beispiel und auch Ermahnungen, sich der geistlichen Tyrannei Roms zu widersetzen. Als er erfuhr, daß er seiner Reiche verlustig erklärt sey, ließ er sich seine Krone bringen und setzte sie mit diesen Worten auf: „Noch bin ich König der Deutschen und weder der Papst, noch eine Kirchenversammlung können noch sollen mir meine Ehre rauben!" Dieser Grundsätze wegen, und weil Friedrich in vielen Stücken freier und aufgeklärter dachte, als seine Zeitgenossen, und als es die geistliche Staatsklugheit verstatten zu dürfen glaubte, und besonders weil er eigenes Nachdenken in der Religion liebte und beförderte, wurde er für einen Freigeist ausgegeben. —

Um Deutschland machte er sich vornehmlich auch als Gesetzgeber verdient. Er bemühete sich eifrigst, dem Faustrechte, oder der eigenmächtigenmächtigen Rechtshülfe, vermöge welcher Jeder seinen Gegner, wenn er ihn allenfalls drei Tage zuvor gewarnt hatte, anfallen, einfangen, in dem scheußlichsten Kerker an Ketten schmieden, zu einer Loskaufung zwingen, ermorden, oder nach Gefallen und wie er sich Genugthuung ver-

schaffen zu müssen glaubte, mißhandeln durfte, Grenzen zu setzen. Friedrich befahl deßhalben, daß die Fürsten und Grafen in den ihnen untergeordneten Gerichtskreisen die Gerichte nach den Landesgewohnheiten und Gesetzen selbst halten sollten; er selbst saß monatlich vier Mal im höchsten Reichsgerichte und ließ auch außerdem täglich durch seinen königlichen Hofrichter Rechtsurtheile fällen. — Die Wissenschaften und Künste schätzte er wegen des Einflusses, den sie auf die Ausbildung und Wohlfahrt des Volks haben können, so sehr, daß er, gegen das Vorurtheil seines Zeitalters mit nichtchristlichen Gelehrten und Künstlern Umgang hatte und selbst geschickte Araber an seinen Hof zog. Er ließ die Schriften des Aristoteles, welche er auf seiner Reise nach dem Orient kennen lernte, in die lateinische Sprache übersetzen, und gab dadurch Anlaß, daß die peripatetische Philosophie der Griechen in Deutschland bekannt wurde, wodurch das Licht der Aufklärung, welche uns jetzt beglückt, zuerst angezündet ist; auch hatte die Arzneiwissenschaft und Sternkunde an ihm einen warmen Freund. Besonders ist ihm aber auch die deutsche Sprache einen großen Theil ihrer Beförderung schuldig. Er unterhielt nicht nur an seinem Hofe eine Anzahl deutscher Dichter, die öfter mit ihren Gesängen einen Wettstreit anstellten, woran der Kaiser selbst Theil nahm und wodurch er auch andre Große Deutschlands zu ähnlichen dichterischen Spielen reitzte, sondern unter seiner

Regierung wurde auch der Anfang gemacht, die deutschen Reichsschlüsse und andere öffentliche Schriften in der Muttersprache abzufassen. Hätte Friedrich nicht so unüberwindliche Hindernisse angetroffen, oder hätte er länger gelebt; so würde Deutschland seine Cultur früher beschleunigt haben. Wahr ist es aber, daß nicht jedes Jahrhundert einen Friedrich II. hervorbringt! —

Um den hartnäckigen Streit zwischen den Welfen und Gibelinen in Deutschland zur Ruhe zu bringen, trug sehr vieles bei, daß Friedrich für die Nachkommen Heinrich des Löwen auf dem Reichstage zu Maynz 1235, das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg errichtete, indem er seine Ansprüche auf Braunschweig aufgab, wogegen Herzog Otto I. seine Braunschweigischen Güter vom Kaiser und Reiche als Lehn für seine männlichen und weiblichen Erben annahm.

Es ist zu beklagen, daß Deutschland von den vortreflichen Eigenschaften dieses verständigen Fürsten, der mitten im Streite mit dem Papste und im Kampfe für die Wahrheit, für seine Würde und Menschenrechte, vielleicht von Gifte, 1251 das Leben verlohr, nur wenige Vortheile ziehen konnte, da die fast allmächtige geistliche Gewalt und der Rittergeist, die in der Finsterniß und Gesetzlosigkeit ihr Heil suchten, seinen wohlthätigen Absichten entgegen arbeiteten, und daß es nach seinem Tode in die vorige Zerrüttung und

eine fast noch größere Barbarei zurückstürzte. Sein Sohn, Konrad IV. bestrebte sich zwar, in des Vaters Fußstapfen zu treten, starb aber schon 1252. Der Haß Roms gegen das stauffensche Geschlecht war nun so gereitzt, daß er nicht besänftigt werden, in seiner Rache keine Grenzen annehmen konnte. Papst Urban IV, eines Schusters Sohn, verbot nicht nur den Deutschen bei Strafe des Banns, den jungen Konrad, den die Italiäner Conradino nannten, zum Könige zu wählen, sondern er bot sogar dessen Erbreich Sicilien, als eine feile Waare, als ein Geschenk des heiligen Stuhls aus. Lange zwar fand er keinen Liebhaber, endlich nahm es doch der französische Prinz, Karl von Anjou, Bruder des Königs an, und setzte sich an der Spitze von französischen Rittern und Abendteuern wirklich darin fest. Konradin wurde ausgeschlossen; er, der Erbe so großer Monarchen, sollte sich an den geringen Ueberbleibseln des stauffenschen Hauses in Schwaben begnügen. Sogar veranlaßte der römische Oberpriester, daß derselbe, als er im sechzehnten Jahre nach Italien ging, um sein ihm entrissenes Eigenthum wieder zu fordern, aber gefangen in die Hände Karls fiel, in seiner Hauptstadt Neapel nebst seinem Freunde, dem Prinzen Friedrich von Oesterreich und vielen andern Deutschen, öffentlich 1268. enthauptet wurde, wodurch das hohenstauffensche Geschlecht, welches dem Throne thätige und helldenkende Fürsten geben und für das Ansehn und das Wohl

der Deutschen wirklich viel gekämpft und geleistet hatte, zu Grunde ging.

Diese grausame Begebenheit machte in Deutschland damals wenigen Eindruck, theils weil sie mit der Einwilligung der Kirche, der ja alles erlaubt seyn mußte, geschah, theils weil unter den Deutschen jezt die Verwilderung durch die eingerissenen Gewaltthätigkeiten, Fehden und Räubereien so überhand genommen hatten, daß Jeder, vom Größten bis zum Kleinsten, nur auf seine eigene Erhaltung und Rettung denken, das Gefühl für fremde Leiden aber völlig abgestumpft werden werden mußte. Es herrschte nunmehr die vollkommenste Anarchie im Reiche. Der Regierung war weder Ansehn noch Kraft übrig geblieben. Zwar war der Graf von Holland, Wilhelm, schon bei Friedrichs II. Lebzeiten durch des Papstes Anstiften zum Könige gewählt und mit Gelde und einem Kreuzheere gegen Friedrichen ausgerüstet, wurde aber von demselben zurückgetrieben und schon 1257 von den Friesen, als er sie im Winter mit Krieg überzog, um ihnen ihre Freiheiten zu rauben, auf dem Eise bei Medemblick erschlagen. Es versammelten sich zwar auch nachher die Wahlfürsten und Erzbeamte, besonders die geistlichen Kurfürsten, auf welche jezt bei der Kaiserwahl das Meiste ankam, zu Frankfurt, um der Christenheit und dem deutschen Reiche ein neues Oberhaupt zu geben, aber theils bezeigte kein Deutscher Verlangen zu der herabgewürdigten und mit so schreckhaften Gefah-

ren verbundenen Kaiserkrone, theils gönnte sie kein Großer dem andern, weil sie alle an Rechten und Würden gleich seyn, alle jezt nach Freiheit und Gleichheit streben, daher Niemanden aus ihrer Mitte Gelegenheit geben wollten, sich durch die Erlangung des kaiserlichen Namens, mit dem man doch noch immer eine große Hoheit in der Einbildung verband, über die übrigen zu erheben. Sie wollten nur lieber einen Ausländer, dessen Macht ihrer Freiheit und Unabhängigkeit am wenigsten hinderlich wäre. Es wurden also von den beiden Partheien, worin sich die Wahlfürsten theilten, zwei auswärtige Prinzen, der Graf von Wallis Richard, Bruder des Königs Heinrichs III in England, dem vom Papste vorher schon das Königreich Sicilien angeboten war, und der bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders bei dem Kreutzzuge, Muth und Klugheit gezeigt hatte, der auch, welches man vorzüglich bei der Wahl in Erwägung zog, große Reichthümer besaß, und Alphons, König von Castilien in Spanien, welcher sich mit ausnehmenden Eifer auf die Sternkunde und Sterndeuterei legte und dadurch den Namen des Weisen bekommen hatte, zugleich gewählt. Beide erhielten jedoch nur so viel Beifall, Ansehn und Gewalt in Deutschland, als sie mit Gelde erkaufen und bezahlen konnten, und weil der Engländer Richard es darin, indem er an der Spitze von zwei und dreißig mit Gelde beladenen Wagen in Deutschland erschien, seinem Gegner, der ein den

Wissenschaften gewidmetes Leben höher schätzte, zuvorthat; so besaß er gewisser Maßen eine Zeitlang die kaiserliche Herrschaft. Er mußte aber die Stimme eines jeden Kurfürsten besonders kaufen. Der von Cöln, sein vorzüglicher Beförderer, erhielt zwölftausend Mark (die Mark zu 16 Loth reinen Silbers gerechnet); den Maynzer mußte er aus der Gefangenschaft, worin der Herzog Albrecht von Braunschweig denselben hielt, mit fünftausend Mark ranzioniren und ihm dazu noch dreitausend geben. Der Pfalzgraf am Rhein und Herzog in Baiern, Ludwig, erhielt von ihm für seine beiden Stimmen 18000 Pfund Sterlinge. Eben solche Summen bot der Kurfürst von Trier in Alponsens Namen aus. Ueberhaupt durfte Richards Herrschaft nur darin bestehen, daß er überall, wohin er kam, den Fürsten, dem Adel, den Städten und der Geistlichkeit Freiheiten und Vorrechte einräumen und bestätigen, Geldsummen, Zölle und Güter schenken, Gefangene loskaufen, begnadigen und erhöhen, aber keines Weges die Vorrechte und Pflichten des Throns in der unpartheiischen Ausübung der Gerechtigkeit geltend machen sollte. Die deutschen Fürsten hatten gleichsam den Grundsatz angenommen, daß sie keinen für ihren Herrn anerkennen wollten, der sie nicht dafür bezahlte; dem Grafen von Wirtemberg mußten für seine Unterwerfung allein 1000 Mark gegeben werden. Sobald nun Richards Schätze vergeudet waren, hatte auch seine Herrschaft ihr Ende.

Hierzu kam noch, daß in England große Unruhen ausbrachen. Die dasigen Edelleute schrieben ihrem Könige Gesetze vor, die er beschwören mußte. Als er nachher den Eid brach, kam es zum Kriege. Richard wollte seinem Bruder beistehen. Sie wurden geschlagen und der deutsche Kaiser wurde von einigen englischen Baronen ein Jahr lang gefangen gehalten. — Der damalige Papst Clemens IV, welcher aus einem geschickten Advokaten Oberseelsorger der Christenheit geworden war, versäumte nicht, diese Umstände für die Verherrlichung seines Stuhls zu benutzen. Er warf sich nicht nur überhaupt, als Richter auf, sondern als ein guter Rechtsgelehrter setzte er auch verschiedene Gerichtstage an, wozu er die beiden angeblichen deutschen Könige zitirte, um sich über die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche auf den Kaiserthron vernehmen zu lassen, ihre Einreden zu Protokoll zu geben und dann endlich zu erwarten, was Rechtens. — Alphons und Richard waren auch schwach genug, diesem abgeschmackten Verfahren sich zu fügen — und die Deutschen waren so tief gesunken, diese Schmach nicht zu fühlen und zu rächen.

Aber es war ja nun in Deutschland die Zeit gekommen, daß Niemand wußte, was er thun oder lassen müsse. Die Nation, welche sonst durch ihre Größe und Kraft, durch Gesetze, welche aus der gesunden Vernunft und dem unverderbten

Gefühle der Menschheit und Freiheit hergenommen waren, durch ihre Volksgebräuche, väterliche Herkommen und Gewohnheiten, verbunden mit dem Urtheile und der Leitung ihrer erfahrnen und rechtschaffenen, von reiner Vaterlandsliebe belebten Aeltesten, Gerechtigkeit gehandhabt, Ruhe und Zufriedenheit im Innern, Ansehn und Würde von Außen erhalten und behauptet hatte, war jetzt durch unzählbare kleine und größere, mächtige und schwächere, geistliche und weltliche Herrscherlinge zerrissen und getheilt, von welchen Jeder nur für sich, aber keines Weges für das Beste des Volks, noch weniger für die allgemeine Wohlfahrt sorgte. Die Nationalmacht und Vaterlandssinn der Deutschen war vernichtet; in jedem Gau hatte sich ein eigner Egoismus gebildet. — Alle Gesetze waren ohne Kraft; nur das Faustrecht galt, das Schwert entschied. Die Verwilderung der Sitten und die Verwirrung in den Begriffen waren zu der Höhe gestiegen, daß man sogar mit der Ausübung der Stärke und der Gewaltthätigkeit, Ehre, Ruhm und Rechtmäßigkeit verband. Der Sieger hatte Recht; der glückliche Räuber wurde bewundert und gepriesen. Wer sich also nur des andern bemeistern konnte, sey es, aus welcher Ursache und auf welche Art es wolle, verfuhr mit dessen Leben und Gütern nach Willkühr. Und diese Eigenwilligkeit erstreckte sich vom vornehmsten Erzbischofe des Reichs an bis auf den winzigen Edelmann, der nur sein Haus befestigen, seine Bauern

zwingen konnte, mit ihm gegen seinen Nachbar in die Fehde zu gehn, oder auf den Raub zu ziehen, und der nur in seiner Burg Kerker hatte, die Gefangenen einzusperren, Höhlen, das Geraubte zu verbergen. Eine Menge Ritter und Rittermannen lebten lediglich vom Stegreife, indem sie im Lande herumstreiften, um zu plündern. Man hielt oft unschuldige Reisende an und legte sie fest, um von ihnen ein Lösegeld zu erpressen. Aus dieser Absicht wurde sogar der Bischof von Lunden in Schweden, auf seiner Rückreise von Rom, zu Diedenhofen eingefangen. Auch der König Richard von England wurde, als er aus Palästina zurückkehrte, von dem Herzoge von Oesterreich, unter dem Vorwande eines dort vorgefallenen Zwistes, angehalten, und mußte so lange in einem Thurme schmachten, bis ihn seine Unterthanen mit großen Aufopferungen erlösen konnten. Wenn man sieht, daß die Häupter der Nation so gewaltsam und widerrechtlich verfahren, daß selbst der Erzbischof und Kurfürst von Trier mit seinen Burgmannen des Kaisers Leute unverwarnter Weise zu Coblenz überfällt und niedermacht, daß der Erzbischof und Kurfürst von Cöln den Kaiser selbst in seinem Pallaste zu Neuß zu verbrennen trachtet, daß ein Graf, der doch seines Amts und seiner Pflicht eingedenk über die Ausübung der Gerechtigkeit hätte wachen sollen, sogar die Kaiserin auf öffentlicher Straße niederwirft und plündert, daß überhaupt kein Fürst, Bischof, Graf noch Prälat sich scheuet, seinem

Nachbar, mit dem er gestern Frieden geschlossen und beschworen hatte, morgen mit seinen Knechten ins Land zu fallen, Schlösser niederzureissen, Städte und Dörfer auszubrennen, die Viehheerden wegzutreiben, und endlich so viel Menschen zusammen zu fangen, als nur thunlich war, um sie so lange einzusperren, bis sie sich durch schweres Lösegeld, oder mit Verpfändung ihrer Freiheit und Güter wieder loskaufen; so kann man leicht schließen, welchen Unfug sich der übrige, auf dem Lande zerstreuete und durch unablässige Bürgerkriege, Fehden, Ritterzüge und Heersfolge verwilderte Adel, dem jetzt die Fürsten und die Geistlichkeit, damit sie ihre eigenen erlangten Gerechtsame behaupten könnten, oft schmeicheln und nachgeben mußten, erlaubt habe.

Bei diesem wurde in diesem Zeitraume, ausser dem herrschenden Vorurtheile, daß sein Stand ihn blos zu den Waffen bestimme, hingegen der Anbau und der Gebrauch der Geisteskräfte und eine milde Lebensart unter seiner eingebildeten Würde sey, die Kriegslust noch durch andre hinzukommende Umstände vergrößert. Jetzt hatten nemlich die Tourniere, eine Ausbildung der vom König Heinrich I. eingeführten Waffenübungen, bei den Deutschen den größten Beifall erlangt. Man stellte nun sehr häufig diese Kampfspiele, welche von den Franzosen gewisse Regeln und den Namen erhielten, zum Vergnügen bei fröhlichen Begebenheiten, und als Vorbereitung zum Kriege an. Unter der Leitung erfahrner

Kampfrichter übten sich die bepanzerten Ritter, durch hurtige und geschickte Wendungen ihren Gegner mit der Lanze aus dem Sattel zu werfen, selbst aber dem Stiche desselben auszuweichen, oder den feindlichen Stoß mit dem Schilde aufzufangen, um als Sieger erklärt zu werden und einen Sold aus den Händen einer Schönen zu verdienen. Man verfuhr dabei aber auch oft so ernsthaft, daß nicht selten einige todt aus den Schranken getragen wurden. Die Bekehrung heidnischer Völker zum Christenthume durch das Schwert, die bewaffneten Wallfahrten, die Kreutzzüge, die Beschüzung der Kirchen und der Priester im Namen und zur Ehre der Religion heiligten gleichsam den Krieg und den Gebrauch der Waffen.

Hierdurch bildete sich vornehmlich der Ritterstand, bei welchem erwiesene Tapferkeit, Redlichkeit, Ehrliebe, Gottesfurcht und Eifer für den Glauben vereiniget seyn sollten. Sie entstanden aus den Vasallen, die ihrem Lehnsherrn zu Pferde dienten. Um diesen Dienst zu lernen, übten sie sich von Jugend auf in den Waffen und lebten gleichsam auf dem Pferde. Ihr Wunsch war Krieg und kühne Thaten. Bisweilen wurden ihnen von ihren Herren auch andre Verrichtungen, vornehmlich das Richteramt aufgetragen. Es gehörte jetzt zu dem Begriffe eines vollkommenen Ritters, stets bereit zu seyn, die unterdrückte Unschuld zu erretten, Wittwen und Waisen zu vertheidigen, für den Glauben und für die Diener der Kirche das Schwert zu ziehen und das Leben aufzuopfern. Besonders war sein

Dienst auch dem wehrlosen Frauenzimmer, das an seiner Ehre, oder an seinen Gütern litt, gewidmet, welches desto verdienstlicher schien, je weniger diese schöne Hälfte des menschlichen Geschlechts in diesen gesetzlosen Zeiten Recht und Schutz erlangen konnte, und diese Sitte wurde so herrschend, daß selbst ein Kaiser die in Verdacht gerathene Unschuld seiner Tochter durch einen Ritter vertheidigen ließ. — Edle Ritter drängten sich hinzu, unter den Augen einer Schönen herzhafte Thaten zu verrichten, um die Zuneigung und Belohnung derselben zu verdienen. Indem dieser Gebrauch durch religiöse Schwärmerei, durch Erzählungen von den wunderbaren Thaten der Kreuzfahrer, durch die feurigen Gesänge der Dichter aus der romanischen, provenzalischen und schwäbischen Schule, genährt wurde, fanden sich viele Ritter, welche unter mancherlei Gestalt und Namen, die Welt nach Abenteuren durchzogen, und nebst der vorgeblichen Ausübung von Gerechtigkeit viele Thorheiten und Grausamkeiten beginnen. Außer daß sie eine gewisse Verbindung, die aus ihrer Absicht und Landsmannschaft entsprang, mit einander hatten, entstanden jetzt auch bei Gelegenheit der Kreuzzüge noch besondere Ritterorden, die nach Art der Mönchsorden eingerichtet, von den Päpsten und Fürsten begünstigt und zu eigenen Entzwecken bestimmt wurden. Ein andächtiger Deutscher, der sich zu Jerusalem häuslich niedergelassen hatte, bauete daselbst ein Hospital nebst einer kleinen Kirche zur Ehre der

Mutter Christi, oder wie er sie nannte, der Mutter Gottes, um darin seine kranken Landsleute zu verpflegen. Diese Stiftung wurde von Kaufleuten aus Bremen und Lübeck, welche mit ihren Kriegs- und Handelsschiffen nach Pallästina kamen, unterstützt und vergrößert, und es begaben sich nachher immer mehr dazu, nicht nur diesen Liebesdienst zu verrichten, sondern auch diese fromme Anstalt zu beschützen, und Jerusalem überhaupt gegen die Anfälle der Serazenen vertheidigen zu helfen. Papst Cölestin III. verwandelte darauf diese Brüderschaft in einen Orden, der die von dem heiligen Augustin den Mönchen vorgeschriebene Lebensregeln annahm, in der Person Heinrichs von Walpot sein erstes Oberhaupt 1191 wählte, sich durch Tapferkeit so auszeichnete, daß ihm nicht nur für die der Kirche und der Religion erwiesenen Dienste in Deutschland viele Güter und Einkünfte geschenkt wurden, sondern der, als ihn der Herzog von Masovien gegen die heidnischen Preußen zu Hülfe rief, in der Folge durch mörderische Kriege ganz Preußen unter sich brachte, und unter dem Namen: deutsche Ritter (Kreutzherrn, Marianer) fast noch fortdauert. So entstanden auch die Johanniter-Ritter, und Tempelherren. —

Ungeachtet mit diesem gesammten Ritterwesen viele Mißbräuche und Vorurtheile schon damals verknüpft waren, so daß ein gleichzeitiger Schriftsteller davon sagt: "Der Ritterorden be-

steht jetzt darin, sich an gar keine Ordnung zu binden; die Ritter drükken und plündern ihre Bauern, und quälen die ohnehin geplagten Leute, unbarmherzig, damit sie durch fremden Schmerz, durch andrer Menschen Fleiß und Arbeit ihre unerlaubten Lüste stillen und im Müssiggange wohlleben können;" so schätzte man es doch für eine sehr große Ehre, als Ritter aufgenommen zu werden. Der Ritterschlag, welcher eine Nachahmung und Erinnerung an die Schläge und die Beschimpfung, welche Christo vor dem Hohenpriester wiederfuhren, seyn sollte, und wobei dem neuen Ritter eingeprägt wurde, „Christi Kreutz auf sich zu nehmen und dessen Tod zu rächen" wurde gewöhnlich mit vielem Gepränge begleitet, und entweder nach einem erfochtenen Siege, oder bei andern höchst feierlichen und merkwürdigen Begebenheiten von den Ordensobern, oder von Fürsten, die zugleich Ritter waren, vollzogen. Ueberhaupt war der Jubel, wenn ein Prinz wehrhaft gemacht, wenn er für waffenfähig und tüchtig zum Kriege erklärt wurde, oft größer, als bei seiner Geburt. Ganze Provinzen mußten beisteuren, die Kosten dieser Feierlichkeit zu bestreiten.

Dieß war auch noch der Zeitpunkt, worin sich vornehmlich der jetzige Adel bildete, indem er sich von den übrigen Ständen trennte, denn äußere Ehre und Vorzüge mußten unter diesen Umständen leicht an diejenigen übergehen, die entweder Leibeskräfte, oder Reichthümer, um

sich einen Anhang machen zu können, besaßen, und man dachte bald auf Mittel, jene Vortheile in der bürgerlichen Gesellschaft, gewisse Vorrechte und Freiheiten, der nun emporgekommenen Volkskaste allein zuzueignen und zu erhalten. Daher wollten die Tournierfähigen sich nur mit ihres Gleichen schlagen, die Domfähigen nur mit ihres Gleichen singen und beten, die Ritterfähigen nur mit ihres Gleichen in die Fehde ziehen. Daneben behielt der Adel auch noch die Freiheit, Handwerke, Handlung, und andre Nahrungszweige zu treiben. Er war damals so zahlreich in Deutschland, daß ein großer Theil desselben in auswärtigen Diensten sein Brod suchen mußte. Viele gingen nach Constantinopel, um dem griechischen Kaiser für Sold zu dienen; andre begaben sich nach Ungarn, wo sie eine Leibwache des Königs ausmachten. Und hätten die Kreutzzüge nicht von Zeit zu Zeit Deutschland von diesen kriegerischen Schwärmen, die sich Arbeit zur Schande, das Rauben, Gewaltthätigkeit und Müßiggang aber zur Ehre anrechneten, befreiet; so würden sie bei ihrer außerordentlichen Vervielfältigung sich unter einander aufgerieben, oder dem Bürger und Landmann zu noch größerer Last, als schon geschah, gefallen seyn. Der niedere Adel nahm nun auch nach dem Beispiele des höhern, der Grafen, Fürsten und Bischöfe, welche sich nach den Landschaften und Oertern, über welche sie gesetzt waren, nannten, Geschlechtsnamen, die größtentheils von ihren Geburtsörtern hergeleitet sind,

an, und legte sich eigene Wapen, oder Kennzeichen bei. Schon die alten Deutschen pflegten zwar Thiere und andre Bilder auf ihre Schilde und Waffen zu malen, um dadurch ihre Thaten anzuzeigen. Bei den Tournieren und in den Kreutzzügen wurde es aber nothwendig, daß die vom Kopfe bis zum Fuße bepanzerten Ritter sich durch Zeichen unterschieden, und nun war bald kein Raubthier sicher, entweder ganz, oder zum Theil in die Wapenschilde und Siegel gesetzt zu werden; und die Beinamen, der Löwe, der Bär, u. d. g. die sich die deutschen Großen beilegen ließen, sollten vornehmlich die Eigenschaften ihrer Inhaber ausdrücken.

Da durch alles dieses der Geist der Nation noch immer so heftig in dem Hange zum Kriege, Gewaltthätigkeiten und Selbsthülfe genährt, in der Rohheit und Barbarei bestärkt wurde; so war es wirklich ein Glück, daß jetzt die Gesetze der alten Römer, welche ein deutscher Gelehrter, Namens Werner, auf der hohen Schule zu Bologna in Italien, schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wieder aus der Vergessenheit ans Licht zog und lehrte, und welche bald selbst an den Kaisern, weil die Aussprüche derselben der Aufrechthaltung ihrer Macht günstig schienen, Beförderer fanden, nun schon hier und da in Deutschland bekannt, geschätzt und angewandt wurden. Bisher war die Verwaltung der Gerechtigkeit in Entscheidung der Streitfragen sehr willkührlich und ungewiß gewesen. Die

von den Königen gegebene Gesetze und willkühr-lichen Verordnungen standen oft mit den alten Volksherkommen und den Gesetzen der Kirche im Widerspruch, waren zu dunkel, oder wurden nicht allgemein auf gleiche Art erklärt, angenommen und befolgt. In dieser Verwirrung, welche dadurch, daß in den Gerichtshöfen nichts schriftlich verzeichnet wurde, noch vermehrt ward, nahm man seine Zuflucht zu dem Wunderbaren. Man wollte der Gottheit selbst das Urtheil überlassen. Man schlug blindlings die Bibel auf und wandte den Spruch, auf welchen der Finger zuerst traf, zur Entscheidung der vorliegenden Rechtsfrage an. Die Foderungen an die Allmacht gingen noch weiter. Sie mußte bei Zweikämpfen entscheiden, daß der Sieger Recht, daß derjenige, welcher die Wasser- oder Feuer-Probe nicht bestand, Unrecht habe, indem man schloß, daß die Gottheit den Unschuldigen nicht leiden lassen würde, ohne daß man bedachte, daß es Mittel gäbe, mit deren Hülfe man ein glühendes Eisen angreifen, oder auf demselben baarfuß gehen, und auf dem Wasser, ohne unterzusinken, schwimmen könne. Jedoch man empfand das Unzulängliche und Unnatürliche dieser Verfahrungsart endlich, und man griff daher begierig nach dem justinianischen Gesetzbuche, als einem durch Alterthum und Ansehn ehrwürdigen Orakel, welches doch über verworrene Fälle gewisse Aussprüche enthielt, das Eigenthum begünstigte und sicher stellte, auch sowohl den Kaisern, als der Nation Hülfsmittel

gegen die Anmaßungen des Papstes an die Hand gab.

Außer diesen ausländischen Gesetzen war auch das geistliche Recht der Päpste in Deutschland eingeführt. Dies bestand aus einer Sammlung von päpstlichen Bullen, öffentlichen, mit einem Siegel versehenen Briefen und Rathschlüssen der Kirchenversammlungen, wonach man sich in allen Sachen, welche die Kirche und Geistlichkeit betrafen, richten sollte. Ein großer Theil dieser Gesetze war aber nicht nur erdichtet und untergeschoben, sondern wurde auch zum Nachtheil des Volks gemißbraucht, indem er vorzüglich dahin zielte, die Prozesse zu vervielfältigen, die Entscheidung derselben nach Rom zu ziehen und die Alleinherrschaft des Papstes zu befestigen. Daneben galten bei den Deutschen auch ihre alten Rechtsgewohnheiten und Volksherkommen sowol bei Entscheidung entstandener Streitigkeiten über Eigenthum und Gerechtsame, als bei Bestrafung der Verbrecher. Aus denselben wurden am Ende dieses Zeitraums zwei große Sammlungen von vaterländischen Gesezzen veranstaltet, welche unter dem Namen, Franken- oder Schwaben- und Sachsen-Spiegel bekannt sind, von welchen besonders der leztere, für dessen Urheber Epko von Repkan gehalten wird, so großes Ansehn erlangte, daß auch ausländische Völker ihn annahmen und ihre Streitigkeiten dem Ausspruche der Schöppen, oder Beisizzer des Gerichtshofes zu Magdeburg, den man da-

mals Dingstuhl nannte, unterwarfen, wo die in diesem Spiegel enthaltenen Gesetze durch zwar ungelehrte, aber mit gesunden Menschenverstande und Erfahrung begabte Bürger, erklärt und angewandt wurden, bei welcher kurzen und einfachen Verfahrungsart sich die Nation nicht übel befand.

Eine andre Schutzwehre gegen jenen verwüstenden Rittergeist war auch noch die vermehrte Aufnahme der Städte, welche jetzt durch die erweiterte Handlung, auch dadurch, daß die wehrlosen Landleute, Künstler, Handwerker und Gelehrte in ihren Mauern Schutz suchten, bevölkerter, reicher und blühender wurden. Die Bürgerschaft wählte sich nun Bürgermeister und Räthe (Consules.) Sie machte sich selbst waffenfähig, theilte sich in Fahnen und übte sich in den Waffen, so daß, wenn bei hereinbrechender Gefahr die Sturmglocke schlug, bald ein kleines Heer geharnischter und bewaffneter Männer an den Thoren stand, um ihre Mauern und Freiheit zu schützen. Dadurch waren die Städte im Stande, zumal wenn sie, wie oft geschah, mit einander in Verbindung traten, die Großen und den unruhigen Adel im Zaume zu halten. Während diese durch ihre unabläßigen Fehden das Land verwüsteten und namenloses Elend verbreiteten, während die unwissende und habsüchtige Geistlichkeit die Religion und nützliche Kenntnisse zu Füßen trat und jedem Lichtstrahle der Vernunft entgegen kämpfte, nützten die Bürger in den

Städ-

Städten wirklich dem Vaterlande, indem sie die innere Ruhe beförderten, die Erzeugnisse des deutschen Bodens und des Kunstfleißes vermehrten, verfeinerten und vortheilhaft an Ausländer, besonders im Norden Europa's nach den britischen Inseln, nach Norwegen, Schweden, Preußen, Polen und Rußland größtentheils auf eigenen Schiffen ausführten und dagegen andre Bedürfnisse einbrachten. Die so verderblichen und verabscheuungswerthen Kreutzzüge brachten doch den Nutzen hervor, daß die Deutschen, indem sie, gleich den Italiänern, die Kreutzheere mit ihren Schiffen begleiteten, die Unternehmungen derselben zur See unterstützten, ihnen Lebensmittel zuführten, bei dieser Gelegenheit mit dem Seewesen bekannter, in der Schiffahrt kühner und unternehmender wurden, und auch viele Handelswaaren, überhaupt den Handel besser kennen und treiben lernten. Jetzt gingen zahlreiche Flotten aus den Mündungen der Weser, Elbe und Trave nach den syrischen und ägyptischen Küsten. Lissabon, das durch sie den Sarazenen entrissen wurde, war ihr Sammelplatz. Die Bremer thaten bei der Eroberung Jerusalems sowol zu Lande, als zu Wasser, große Dienste, und erhielten dafür 1111 vom Kaiser Heinrich V. das Vorrecht, daß ihre Consuln und Anführer auf den Kleidern und Mänteln Gold und Grauwerk tragen durften.

Bisher hatten in dem nördlichen Deutschland die Slaven an der Ostsee den größten Handel getrieben, selbst ostindische Waaren durch Rußland über Novograd an sich gezogen, wodurch

ihre Städte Wisbi und Julin in den blühendsten Zustand gekommen waren. „Julin, sagt Adam von Bremen, ist die größte Stadt Europa's, sie ist mit Constantinopel zu vergleichen.“ Die Deutschen hierüber eifersüchtig, gebrauchten die Religion zum Vorwande, ihnen diese Vortheile zu rauben. Nach langwierigen, mörderischen Kriegen wurde die slavische Nation, da sie sich nicht bekehren, oder vielmehr der habsüchtigen christlichen Geistlichkeit sich nicht unterwerfen wollte, fast ganz ausgerottet, in die Sclaverei geschleppt, ihre Städte zertrümmert, ihr Gut Fremdlingen gegeben und ihr Handel nach deutschen Städten, besonders nach Lübeck gezogen. —

Diese Vorfälle begünstigten und hoben die Städte, und Handlung. Nun fingen die deutschen Kaufleute an, unter sich gesellschaftliche Verbindungen, die sie Gilden, und Hanse nannten, worinn man nur des Handels-kundige und keiner Verbrechen schuldige Leute, als gültige Genossen aufnahm, zu stiften. Die Kaiser bestätigten diese Einrichtung, nicht sowohl aus dem Grunde, um den Handel und die Gewerbe zu befördern, sondern um an den Städten ein Gegengewicht gegen die anwachsende Macht der Stände zu haben. Jede kaufmännische Landsmannschaft wählte sich ihren eigenen Vorsteher und einen Richter, welcher an einigen Oertern Hansgraf hieß, der die aus der Handlung entspringenden Zwistigkeiten schlichten sollte. Die Städte erwarben sich Zollfreiheiten, Geleite und Schutz

in den Ländern verschiedener Fürsten, theils für Geld, theils gegen andre Vortheile; entzogen sich der Gerichtsbarkeit der Grafen und Vögte und richteten eine eigene Bürgerregierung, nach der Art der italiänischen Handelsrepubliken auf. Um diese Vortheile mit desto größerm Nachdruck verfolgen, und um sich desto kräftiger gegen einheimische und auswärtige Räubereien und Bedrückungen vertheidigen zu können, traten im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Lübeck und Bremen in ein Bündniß, in welches auch bald Hamburg und Braunschweig, das schon damals große Niederlagen von italiänischen und deutschen Waaren hatte, und in der Folge noch mehr Städte des nördlichen Deutschlands, aufgenommen wurden. Dieser städtische Handelsverein, den man vorzüglich die Hanse hieß, erhob Deutschland zu dem größten handeltreibenden Staate dieser Zeit. Er wurde so mächtig, daß er eigene Kriegsheere und Flotten unterhielt, Könige zum Frieden zwang, den Fürsten Ruhe gebot, die Landstraßen und die Seefahrt sicher stellte. Die Hanse hatte nicht nur fast in allen Städten Europa's ihre eigene Niederlagen und Handelsgeschäftshäuser, sondern legte auch in vielen nördlichen Ländern, z. B. Norwegen, Rußland, Livland und Preußen deutsche Pflanzstädte an.

Dieser regen Thätigkeit des Bürgerstandes haben die Deutschen einen Theil der Erhaltung ihrer Nationalfreiheit, die Aufnahme des Kunstfleißes und die Ausbildung der Sitten zu einer

ruhigern und feinern Lebensart vornehmlich zu danken, so wie sie besonders den Wohlstand und die Macht der Städte bewirkte. In vielen Städten wurden nun schon Jahr- und Wochenmärkte unter obrigkeitlicher Aufsicht und Schutze gehalten. Cöln hatte von der Römer Zeit her um Ostern einen freien Markt (Messe), der stark besucht wurde; es hielt Flotten im Ozean, sein Gewicht und Maaß galt durch die ganze Handelswelt, Auch wurden die Märkte zu Magdeburg. Halle, besonders zu Bardowik, Soest und Braunschweig, welches vom Kaiser Otto IV durch ganz Deutschland zollfrei gemacht wurde, häufig besucht. Goslar, reich durch den Segen des Bergbaues und als kaiserlicher Wohnort begünstigt, konnte sich sogar mit gedachtem Kaiser in eine Fehde einlassen. Als es erobert wurde, gebrauchte man acht Tage, um das vorräthige Silber, Metall und andre kostbare Waaren auf einer, aus der ganzen Gegend zusammengeschaften Menge Wagen wegzufahren. Unter Friedrich II. kam auch die Messe zu Frankfurt am Mayn schon in Aufnahme.

Unter die glücklichen Wirkungen des Handels gehört auch vornehmlich die Vermehrung und Verbesserung des Ackerbaues der Deutschen. Zwar erhielten die hohenstauffenschen Kaiser noch den landwirthschaftlichen Geist der Franken. Friedrich I. reitzte durch sein Beispiel, indem er in seinen Ländern am Rheine Landhäuser bauete, Meiereien, Fischteiche, Thiergarten und Weinberge anlegte. Friedrich II. nahm

durch ein Reichsgesetz die Bauern in seinen kaiserlichen Schutz, befahl den Gutsbesitzern, die Landleute nicht zu drücken, ihre Hütten, Getraide und Geräthschaften nicht zu beschädigen, ihnen einen Theil der gehäuften Abgaben zu erlassen und brach dadurch die Bahn zu der Aufhebung der Leibeigenschaft. Als aber der Absatz deutscher Erzeugnisse nach dem Auslande vortheilhaft vermehrt wurde, beeiferten sich unsre Landleute besonders, immer mehr wüstes Land zu Fruchtfeldern urbar zu machen und größere Sorgfalt auf die Viehzucht zu wenden. Auch erwarben sich einige Klöster das Verdienst, daß sie sich von den Landesherren unbebauete Haiden und rauhe Waldungen einräumen ließen, um sie in Fruchtboden, Fluren und Weinberge zu verwandeln, und die Oekonomien dieser Klöster dienten gewöhnlich den übrigen Landwirthen zum Muster. Andre Geistliche, und auch Adliche, munterten den Landmann zur Vermehrung und Verbesserung des Feldbaues darum auf, um desto reichere Zehnten ziehen zu können. Zuweilen gab es auch schon Fürsten in Deutschland, welche den Werth dieser Geschäfte erkannten. Heinrich der Löwe machte nicht nur nützliche Vorkehrungen zur Vermehrung und Sicherung des Handels seiner Staaten und zur Begünstigung der Gewerbe in seinen Städten Braunschweig, Lübeck, Regensburg und Lüneburg, sondern er zog auch viele fremde Feldbauer in die durch den Krieg verödeten Länder und stiftete im Wendlande, in Holstein, Meklenburg und Nordsachsen zahlreiche Anpflanzungen. Albrecht

der Bär versetzte eine große Anzahl Niederländer aus Holland, Seeland und Flandern, weil diese Leute einen sumpfigten und waldigten Boden zu behandlen und nutzbar zu machen wußten, nach der Mark Brandenburg, nach Pommern, Nauemburg und in die goldne Au, wo sie die sogenannten Holländereien, Landwirthschaften, nach holländischer Art anlegten.

Nun fing man in Deutschland an, außer dem zum Lebensunterhalte nöthigen Getraidearten und Gartenfrüchten, Waid, Kermes und Hopfen zu bauen. Schon im neunten Jahrhunderte wurde deutsches Bier nach fremden Ländern ausgeführt. Der verbesserte Landbau verursachte hauptsächlich, daß am Ende des dreizehnten Jahrhunderts alle Lebensmittel außerordentlich wohlfeil wurden. 1275 kostete der Scheffel Rocken in Sachsen einen Schilling, der Scheffel Hafer acht Pfennige. Man kaufte sieben Eier für einen Heller, ein Huhn für zwei Pfennige und zu Strasburg für einen Pfennig acht Häringe. Der Häringsfang war damals größtentheils in den Händen der Deutschen, und an einigen Oertern trieben besonders die Edelleute den Handel mit den Häringen ausschließlich. Ihr Zug ging bis ins dreizehnte Jahrhundert nach der pommerschen Küste, wo sie sich oft so drängten, daß man sie mit den Händen auffangen konnte, und ein Wagen voll frischer Häringe nur wenige Groschen galt. — Dabei waren die Abgaben noch sehr gering und einfach. Im nördlichen Deutschlande entrichtete der Colonist seinem Gutsherrn, dem

Fürsten, der Kirche, oder dem Kloster von einer Hufe Akkerfelds jährlich einen Pfennig nebst dem Zehnten von den Früchten und Viehe, von einem Kalbe, oder Fohlen einen halben Pfennig. Ueberhaupt war der Bauernstand, obgleich oft Bauern und arme Leute für gleichbedeutende Wörter genommen wurden, das allgemeine Elend, welches aus dem Ritter- und Fehde-Geiste und dem verderbten Religionswesen entsprang, abgerechnet, damals so sehr gedrückt und verzweiflungsvoll nicht. Er war doch schon, da der Adel sich das Kriegshandwerk allein zueignete, von der Werbung befreiet. Und wurden ihm die Plackereien der Gutsbesitzer und die Fehden zu lästig; so konnte er sich in den Schutz der Geistlichkeit werfen, oder Beschirmung in den Städten suchen, wo er, als Pfahlbürger und Aussenbürger gegen ein gewisses Schutzgeld aufgenommen wurde, wodurch er die Gutsherren oft nöthigte, mit ihm säuberlich zu verfahren.

Die Aufnahme der Städte, der Handlung und des Ackerbaues beförderte den Kunstfleiß unter den Deutschen. Nachdem die Handwerker, welche vorher auf dem Lande, als Leibeigene für ihre Herren arbeiten mußten, ihre Zuflucht in die Städte genommmen hatten und daselbst Freiheit für ihre Person und Gewerbe fanden, legten sie sich mit desto größerm Fleiße auf ihre Geschäfte, je mehr diese nun für sie selbst Gewinn einbrachten. Nun fingen die Münzer, welchen von den Städten, denen die Kaiser das Münzrecht ertheilt hatten, die Ausübung dieses

Rechts übertragen war, wogegen sie für den Werth der Münzen haften mußten, Münzbürger und Münzjunker hießen, die Schmiede, Weber, Tuchscheerer, Kirschner und Metzger an, ihre Arbeiten in einer gewissen Ordnung und nach bestimmten Vorschriften zu erlernen und zu treiben. Sie vereinigten sich zu Gesellschaften, Innungen, wählten Vorsteher und Altermänner, welche über die, zu einem Gewerke gehörigen Mitglieder die Aufsicht führen und die Arbeiten schätzen sollten; machten für sich eigene Gesetze, legten Gildehäuser an, wo sie ihre Zusammenkünfte hielten, und übten unter sich sogar ein gewisses Strafrecht aus. Die jungen Handwerker gingen, wie die jungen Glehrten, in die Fremde, um noch mehr zu lernen, und weil diese Wanderungen, wegen der Räubereien auf den Straßen, mit Gefahren verbunden waren, bewaffneten sie sich. Sie führten gewisse Losungsworte, Zeichen und Grüße, die sie von den wandernden Geistlichen entlehnten, ein, um sich einander kenntlich machen zu können und bei ihren Handwerksgenossen Aufnahme zu finden. Da es noch fast durchgehends an Wirthshäusern mangelte, der reisende Geistliche nur bei seinem Amtsbruder, oder in einem Kloster, übernachten, der reisende Ritter nur in eine Burg einkehren, oder die Nacht unter freiem Himmel hinbringen, Jeder aber seine Lebensmittel gewöhnlich bei sich führen mußte; so legten die Handwerker besondre Herbergen an, wo ihre Wandrer, nachdem sie sich gehörig beglaubiget hatten, aufgenommen

und beschenkt wurden. Nun stieg ihre Ehre. Einige Kaiser und Fürsten bestättigten die Gilden. Sie ertheilten ihnen das Vorrecht, daß diese Gesellschaften mit den damals gerade dazu gehörenden Gliedern geschlossen seyn und sie nur allein in ihrer Stadt die Marktfreiheit genießen sollten. Man nahm sie in die Bürgerschaft auf, und bald erhielten sie an verschiedenen Oertern den größten Antheil an der Stadtregierung, an der Wahl der Obrigkeiten und andrer öffentlichen Beamten. Auch gab man den Handwerkern den Titel, der nur den Besizzern der freien Künste gebührte, indem man sie Meister (Magistri) nannte. Und mit vielem Rechte konnten sie sich diesen Namen zueignen. Sie zeichneten sich schon durch Geschiklichkeit und Fleiß sehr aus. Besondees wurden die Arbeiten der deutschen Schmiede in ganz Europa geschätzt. Unsre Weber thaten es allen zuvor. Deutsche Leiwand und deutsche Tücher wurden überall gesucht, und daher schon häufig ausgeführt. Um einen Begriff von dem deutschen Kunstfleiße dieses Zeitalters zu erlangen, blicke man nur auf die Ueberbleibsel desselben, auf die Altäre der Kirchen, Reliquienkasten, Monstranzen, Becher und Kelche, auf die mit Elfenbein, Glase, Crystall und Agath ausgelegten, getriebenen, geschnitzten und durchgearbeiteten Sachen! Jene Denkmähler der Baukunst an den Tempeln, Klöstern und Schlössern, vereinigen Dauerhaftigkeit, Kühnheit und Pracht. Jene Mauerwerke trotzen der Zeit. Gewiß brach-

ten die Deutschen den Styl der gothischen Kunst aufs Höchste.

Schon zeigte sich auch der deutsche Erfindungsgeist. Die Deutschen bereicherten nicht nur alle Zweige der Handwerke mit neuen Hülfsmitteln und Werkzeugen, sondern durch ihre Entdeckungen thaten sie es jetzt allen andern Völkern im Fabrikwesen, besonders bei den Salzwerken und beim Bergbau zuvor. Heinrich der Löwe gebrauchte schon bei seinen Belagerungen goslarische Bergleute zum Miniren, und man fuhr nach ihm fort, diese Kunst, unterirdische Gänge anzulegen, häufig anzuwenden. Sein Sohn, der Pfalzgraf Heinrich, bediente sich im Jahre 1200 gegen die Mauren der Festung Throthi im Orient einer Art Pulvers, welches man lange vorher in den Rammelsbergischen Gruben zum Zersprengen der Wände gebraucht hatte. Wahrscheinlich sind die Schiffbrücken, obgleich Richard von England sich derselben 1202 zuerst bedient haben soll, gleichfalls eine deutsche Erfindung, so wie es der Dribock, eine Art Mauerbrecher, zuverläßig ist. Auf solche Entdeckungen mußten die Deutschen vorzüglich zuerst fallen, da sie unabläßig Krieg führten, stets auf Waffen und Zerstörung sannen. — Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts fing man aber auch schon in Deutschland an, steinerne Brücken zu bauen. Der sarazenische König zu Cordua in Spanien, Aldaraman II. ließ zuerst den Boden seiner Städte pflastern. Ihm folgte hierinn Philipp von Frankreich 1185 zu Paris nach, und

von da breitete sich dieser gute Gebrauch bald nach Deutschland aus, wo man in den Niederlanden, wegen des sumpfigten Bodens, zuerst Stadtpflaster, Röhrbrunnen, Steinwege und Dammstraßen anlegte. Die deutschen Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts reden von Spiegeln aus geblasenem Glase, als von einer bekannten Sache. Der Minnesinger Konrad von Würzburg sagt sogar, daß man sie aus Asche verfertige. Es ist also falsch, daß die Venetianer allein die Glasmacherkunst in dieser Zeit besessen hätten. Besonders verdankt das Seewesen den Deutschen viele Verbesserungen. Fast alle dabei gebräuchliche Kunstwörter, wie auch die Namen der Winde, stammen aus unsrer Muttersprache her. In diesem Zeitraume unternahmen die Deutschen schon kühne Seefahrten. Unter Kaiser Heinrich III. beschifften die Friesen die Orkeneyinseln, kamen nach Island, besuchten Grönland, die Lappen und drangen unter dem Nordpol ins Eismeer.

Hätten die Mächtigen der Nation, der Adel und die Geistlichkeit in der Uebung und im Gebrauch der Geisteskräfte, in der Vermehrung der Kenntnisse und Begünstigung nützlicher Gewerbe, in der Ausbildung der Sitten, überhaupt in der Benutzung der Mittel, welche Ruhe und Wohlstand in der Gesellschaft hervorbringen, mit dem Bürgerstande und dem übrigen Theile des Volks gleichen Schritt gehalten; so würden die Deutschen schon damals eine höhere Stufe der Kultur bestiegen haben, sie würden schon damals ei-

ne größe Aufklärung des Geistes zum richtigern Denken und richtigern Handeln, dadurch also wahres Glück unter sich haben verbreiten können. Aber sie blieben zurück, indem sie die Ausübung ihrer vermeintlichen Vorrechte, Gewaltthätigkeiten zu begehen, Kriege und Fehden zu führen und ihre Untergebene zur Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht zu gebrauchen, nicht fahren lassen wollten. Besonders muß man es der Geistlichkeit auf den Kopf beschuldigen, daß sie die Bildung und Aufklärung der Nation nicht befördert, sondern aufgehalten habe. Denn sie allein war gleichsam privilegirt zu den Wissenschaften; sie allein kannte Bücher, von ihr foderte man Nachdenken und Gebrauch der Vernunft. Warum nützte sie ihre Muße und ihr Vermögen nicht, bessere Einsichten und mildere Sitten hervorzubringen und auszubreiten? Aber, leider, hatte sie den Grundsatz angenommen: „Der Geistliche sey schon vollkommen, er sey beser, als der Laie; wer der Kirche diene, habe Vorzüge vor andern Menschen, wäre der Gottheit angenehmer und näher; daher müsse der Geistliche den Weltlichen beherrschen, dürfte ihn gebrauchen und auch wohl berücken." Was gegen diese Meinung stritt, wurde, als Ketzerei, verdammt. Denn damals wurden nicht sowohl diejenigen, welche in Glaubenslehren irrten, oder vielmehr richtiger, als das eingeführte Lehrgebäude enthielt, dachten, sondern vornehmlich die, welche jene Grundsätze bezweifelten, für Ketzer gehalten. Weil Hein-

rich IV. Friedrich II. und ihre Freunde nicht an die Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes glauben wollten, so brandmarkte man sie mit diesem Namen. So nannte man auch die Schüler des am Ende des zwölften Jahrhunderts zu Lion lebenden Kaufmanns Peter Waldus, der sich bemühete, die Verfassung und Lehre der christlichen Kirche nach dem Inhalte der Bibel zu verbessern und der von keinem Papste noch Bischofe, nichts von Vergebung der Sünden durch Menschen, nichts vom Fegfeuer und andern Irrthümern wissen wollte. Ueberhaupt wurden endlich alle jene Freunde der Wahrheit und Vernunft, welche die Freiheit und Würde der Menschen gegen die Tyrannei des Papstes vertheidigten, die sich den Kelch beim Abendmahl, den Gebrauch der Bibel nicht rauben lassen, die Ehelosigkeit der Geistlichen nicht billigen wollten, für Ketzer gehalten. Sie sollten nicht geduldet, sondern von der Erde vertilget werden. Man verfolgte sie. Es wurde die Inquisition erfunden. Besonders erhielt der von dem Spanier Dominikus Guzman 1216 gestiftete Orden von Bettelmönchen den Auftrag, Ketzer auszuspüren und auszurotten. Mit der äußersten Geschäftigkeit erfüllten diese Blutmenschen ihre Sendung. "Die Kirche, sagten sie, hat lange genug Geduld bewiesen, nun muß sie Ernst zeigen." Sie schlugen zuerst in dem südlichen Europa ihre grausamen Glaubensgerichte auf; bald drangen sie aber auch in unser Vaterland. Schon 1231 kam Konrad von Marburg als päpst-

licher Bevollmächtigter, um sie einzuführen. Die Verfahrungsart dieses Gerichts war sehr kurz. Wenn Jemand, auch abwesend, als Ketzer angegeben wurde; so war dawider kein Rettungsmittel. Er mußte sich, als schuldig bekennen und dann durch Abschneidung der Haare und andre harte Büßungen das Leben lösen, oder sich verbrennen lassen. Mit den Bauern und Bürgern wurde der Anfang gemacht. Darauf giengs an den Adel und die Grafen. Konrad ließ auf einmal 100 Edelleute bei Speier verbrennen; bald nachher zu Maynz 34. „Die Deutschen rasen!" rief selbst der Papst aus, als er dieß hörte. Aber die Deutschen raseten nicht lange; die Ketzerrichter wurden vertrieben, Konrad todtgeschlagen und seit der Zeit hat die Inquisition nicht wieder Fuß auf deutschen Boden fassen können.

Trefliche Gelehrte, die durch ihre Schriften jenem unmenschlichen Unwesen hätten entgegen kämpfen, dagegen die Bildung und Aufklärung des Volks hätten befördern können, waren bei den Deutschen noch eine Seltenheit. Ihre Geschichtschreiber liefern nur trockene Sammlungen von Begebenheiten. Da es Geistliche waren; so sind sie nicht ohne Partheilichkeit, und gewöhnlich nur dann in ihrer Erzählung genau, wenn es zu ihrem Vortheile gereicht. Erziehung der Jugend kannte man nicht einmal dem Namen nach; Niemand bemühete sich, für die Verfeinerung und Veredlung der Sitten zu wirken. Daher behielten die Deutschen in allen Ständen noch immer viel rohes in ihrer Lebensart und Umgange. Nur

ein Paar Züge davon! Der Erzbischoff Konrad von Salzburg predigte öffentlich und heimlich gegen den Eid, welchen die Bischöfe dem Kaiser leisten sollten; er behauptete, daß es ein Gottesraub sey, wenn geweihete Hände in blutige gelegt würden. Als ihn nun der Herzog Berthold von Zähringen auf dem Reichstage zu Regensburg in Gegenwart des Kaisers, den Eid zu leisten, ermahnte, antwortete er: „Sehet, Herr Herzog! ihr seyd so voreilig, daß wenn ihr ein Wagen wäret, ihr vor den Ochsen herlaufen würdet; die Sache wird, ohne eure Sorge, zwischen mir und unserm Herrn, dem Könige ausgemacht werden." Und damit der Erzbischof durch eine etwa hart ausfallende Antwort nicht noch mehr aufgebracht würde, lief der Kaiser geschwind herbei und drückte dem Herzoge dem Mund zu, daß er nicht reden konnte. — Kaiser Otto IV. lud seine besten Freunde auf das Pfingstfest zu sich nach Braunschweig. Es fanden sich viele Fürsten, Grafen, Ritter, Bischöfe und Erzbischöfe ein, welche alle aus der königlichen Küche bewirthet wurden. Als sie einstens aus den Fenstern vom Mosthause auf den Löwen sahen, welchen Heinrich der Löwe auf dem Burgplatze hatte aufrichten lassen, sagte der Herzog Bernhard von Sachsen zu demselben: „was geinest du viel gegen Aufgang? Wende dich nach Norden; denn du hast, was du begehrest!" Dieser Einfall wurde von allen Anwesenden herzlich belacht. — Bei eben diesem Feste wollte der Erzbischof Albrecht von Magdeburg nicht eher die Messe lesen, warum ihn die ganze Gesellschaft ersucht hatte, wenn nicht vorher der Markgraf Dietrich von Meissen, mit dem er einem Zwist hatte, aus der Kirche ginge. Damit nun der Markgraf nicht zu sehr verhöhnet würde, ging der König selbst mit demselben hinaus.

Bayerische Staatsbibliothek München

Indem also in Deutschland Rohheit und Cultur, Freiheit und Sclaverei, Vernunft und Geisteszwang, Licht und Finsterniß, Kunstfleiß, Trägheit, Zerstörungswuth, Gewaltthätigkeit und Gerechtigkeit miteinander kämpften, fühlten die Deutschen, daß sie ihren Kaiserthron, nachdem er nach Richards Tode einige Jahre ledig geblieben war, wieder besetzen müßten, zumal der Papst drohete, ihnen ein Oberhaupt zu geben — und sie fühlten, daß sie ihn mit einem klugen, thätigen und muthigen Manne besezzen müßten, welcher der herrschenden Eigenwilligkeit steuern und Mittel vorkehren könne, Ruhe und Zufriedenheit zurückzuführen, um das Vaterland zu retten. — Und sie trafen den rechten, den einzigen Mann, den Grafen Rudolf von Habsburg! Nur ein Graf — sollte er Deutschlands innere und äußere Feinde bekämpfen, sollte Fürsten, die mit Königen wetteiferten, dem Gesetze, dem Ansehn des Throns unterwerfen, sollte, statt einer, aus wenigen Burgen bestehenden Grafschaft, nun das große, zerrüttete, verwilderte und aufrührische Deutschland regieren! Hat man je von einem Fürsten so viel gefodert? — Rudolph nahm 1273 die Krone an, und erfüllte die Erwartung. Mit Geistesgegenwart ließ er die Fürsten den Eid der Treue und Folgsamkeit schwören, mit Entschlossenheit und Tapferkeit zwang er seinen härtesten Gegner, den König Ottokar von Böhmen, dem er vorher gedient hatte, sich zu unterwerfen, und die von Deutschland abgerissenen Länder wieder herauszugeben. Seinen einzigen Reichthum, vier wohlgezogene Töchter, wandte er an, Freunde zu erwerben, indem er sie an mächtige Fürsten des Reichs, auf deren Beistand er sich verlassen konnte, verheirathete. Er zerstörte in wenigen Monaten einige hundert Raubschlösser, strafte die Ruhestörer streng, führte durch thätigen Eifer und Redlichkeit Eintracht und Frieden zurück. Er giebt uns Hofnung, nun endlich einmal Gerechtigkeit in Deutschland wiederkehren und für die gebesserten Nachkommen wirksam zu sehn! —

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlenkert, Friedrich Christian, 1757-1826

Deutschland ein historisches Gemälde

Bd.: [1,]3

Braunschweig (1796)

Germ.g. 423 i-1,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10478722-0
VD18 90062973